

# BULLETIN 2003 - 2



## **Inhaltsverzeichnis :**

- Im Konzentrationslager Natzweiler 2
- Von Schieren zum Drei-Sterne-General 16

**IM BMW-WERK MÜNCHEN-ALLACH****Bericht von Nic Hoffmann****(Fortsetzung)**

In der Fabrik geht die Arbeit weiter. 240 fertige Zylinderköpfe werden jeden Tag von Wurmseeder notiert. Er selbst arbeitet nicht mehr. Ich kümmere mich um die Mannschaft. Ich gehe zu jedem, um das Kaliber zu messen. Beim Einpassen des Schwalbenschwanzes – Verbindung zweier Werkzeugteile durch schwalbenschwanzförmig ausgeschnittene Zapfen - gibt es Probleme. Das Kaliber passt nicht. Ich muss es Wurmseeder sagen. Der macht nur eine Geste.

*Hälfte Juli 1943*

Montags morgens stehe ich allein an meinem Arbeitsplatz. Arthur ist schon eine Zeitlang nicht mehr zu sehen. Ich frage Kleinmeister nach dessen Verbleib und bekomme zur Antwort: „Der ist schon lange weg.“

So wie man uns befohlen hat, arbeiten wir den ganzen Tag durch. Dann am anderen Morgen können wir unsere Arbeitsplätze kaum noch erreichen. Hohe Haufen von Zylinderköpfen versperren uns den Weg. Alle sind gekennzeichnet: „Nacharbeit, Schwalbenschwanz.“

Das Kaliber stimmt nicht.

Wir geraten unter Zeitdruck. Neue zu machen, hat keinen Zweck. Es muss schneller gehen, denn die ganze Fabrik steht still. Es ist kein brauchbarer Zylinderkopf mehr vorhanden.

Mit Kleinmeister an der Spitze kommen Ingenieure und Meister in unsere Abteilung. Sie reden alle zur gleichen Zeit. Sprechen durcheinander. Reichen mir neue Stifte und Feilen. Werkzeuge die nicht geeignet sind, etwas Wesentliches zu ändern. Damit kann man höchstens den Zylinderkopf ankratzen. Uns stehen drei Fräsmaschinen zur Verfügung, Zwei davon sind seit längerer Zeit blockiert. Gestern ist auch die dritte ausgefallen. Mit der Arbeit kann es demnach nicht mehr geordnet weitergehen.

Da die Zuschauer sich noch immer nicht entfernt haben, stehen mir überall Füße im Weg. Ich komme nicht einmal an meine eigene Werkbank heran. Ich wende mich an Kleinmeister und mache ihm klar, dass wir mit Diskutieren nicht weiterkämen.

Ihm gelingt es, die Meute zu verscheuchen. Nur Jarolin bleibt stehen. Zusammen mit einem SS, der uns erst kürzlich zugeteilt wurde. Dieser hält einen Schäferhund an der Leine. Der Hund schnappt ständig nach mir. Lässt mich nichts anfassen.

„Der Hund muss weg,“ lässt sich Kleinmeister vernehmen. „Der Mann kann ja nicht arbeiten.“ Jarolin gibt seinem Begleiter einen Wink. Die beiden entfernen sich. Hier stehen 8 Mann herum, die nicht arbeiten können, da die Maschinen nicht in Ordnung sind. Wie kommen wir nur weiter? Es geht um Leben und Tod. Jedem ist unsere Situation bewusst. Ich nehme das Arbeitsgerät von gestern in die Hand. Mit einem Bleihammer schlage ich auf die glasharte Stahlschicht, die das Werkzeug umgibt. Der Mantel fällt. Das Gerät zerfällt in seine Bestandteile. Fragen prasseln auf mich ein. „Wo hast du das gesehen“?

„Hast du so etwas schon gemacht und wo“?

Ich lege die Stücke der Reihe nach auf die Werkbank. Zuerst mit einer Schlichtfeile, dann mit Schmirgelpapier, entferne ich alle Schrammen, die durch die Späne des Duraluminiums entstanden sind. Diese Späne sind so hart, dass sie millimeter tiefe Schrammen hinterlassen. Ich finde ein Schema, das die Teile des Schwalbenschwanzes zeigt. Mit Hilfe dieser Zeichnung setze ich das Stück wieder zusammen.

Ein neuer Stift, und das Werkzeug ist wieder in Ordnung. Ich wende mich dem zweiten zu. Oh weh! Ich hatte nicht aufgepasst. Arikin hatte seine Drehbank nicht richtig eingestellt. Jetzt legt er mir die Zylinderköpfe vor. Oh Gott! Mit einem Ausschuss (fehlerhafter Zylinderkopf) hätte man zuerst probieren müssen. Kleinmeister kommt heran. In seiner Gegenwart setze ich das Kaliber ein. Es passt!

Wo ist mein Schutzengel?

Danke!

„Der da (für Arikin gemeint) vollendet die gesamte Nacharbeit; alle andere machen neue,“ so lautet die Anordnung von Kleinmeister.

Damit die übrigen 7 Mann ebenfalls wieder arbeiten können, setze ich auch den zweiten Schwalbenschwanz wieder instand.

Wenn uns dieses Missgeschick bei der Nacharbeit passiert wäre!

Nicht auszudenken, was dann passiert wäre.

Nun haben wir wieder zwei einsatzfähige Maschinen und es kann wieder losgehen. Ich habe eine Stunde gebraucht, um die beiden Werkzeuge zu reparieren. Ich bin völlig fertig. Schwitze am ganzen Körper.

Jetzt kommen alle Verantwortlichen der Fabrik.

Es läuft ja wieder. Vorher zeigte sich keiner, um mir zu helfen.

Immer wieder Schreie. Man hört Klatschen. Es gibt Prügel.

Auf dem Weg zur Toilette komme ich an einer einzelnen Drehbank vorbei. Hier soll man sich an Teilen von abgeschossenen Flugzeugen versucht haben. Bei der Konstruktion dieser Flugzeuge wurde angeblich eine Aluminium-Legierung verwendet, die man bis jetzt nicht kannte. Der Häftling, der an dieser Drehbank beschäftigt war, soll nachlässig gewesen sein. Ein ganzer Haufen Späne war ihm in einer hohen Stichflamme verbrannt.

Ein Kapo macht mit dem armen Kerl, die uns bestens bekannten Strafübungen.

Bereits seit längerer Zeit beschäftigt mich der Gedanke, als wäre ich bereits in einer ähnlichen Fabrik gewesen.

Jetzt, plötzlich geht mir ein Licht auf!

Es war im Winter 1941-1942, als ich mit meinem damaligen Meister Billen Jang, von der alten Schmelz und mit vielen anderen Betriebsangehörigen zum Luftschutz eingeteilt worden war.

Ein Deutscher hatte uns die Grundbegriffe des Exerzierens beigebracht. Dann eines Tages hiess es:

„Morgen gehen wir ins Kino.“

Uns war es gleichgültig. Unter deutscher Führung behagte uns die Arbeit sowieso nicht mehr. Für wen sollten wir denn noch arbeiten?

Bereits morgens gehen wir im blauen Anzug ins Kino. Wir lassen uns in Samtsitzen nieder. Im Film wird uns gezeigt, auf welche Weise Deutsche mit Besen und Feuerpatsche das durch Brandbomben verursachte Feuer löschen. Wie wertvoll es ist, wenn alle Hand mit anlegen, wird uns gezeigt.

Dann kommt noch ein Film über deutsche Wertarbeit.

Jetzt weiß ich es!

Der Film, den ich damals zu Hause sah, läuft jetzt vor meinem geistigen Auge ab. Es ist derselbe Bau. Es sind die gleichen Maschinen. Alles ist mit der heutigen Situation identisch. Der Film zeigt eindeutig die Arbeit, die wir jetzt verrichten. Das Schema der Schwalbenschwänze. In der Revolverdrehbank drehen sie nach rechts, die Stifte dagegen nach links. Natürlich wurde die Maschine von Hand bedient. So war es im Film. Für uns damals Theorie. Heute aber Praxis und bitterer Ernst.

Da jetzt im Betrieb wieder alles klappt, kommt ein Ingenieur zu mir, und er lässt mich wissen, dass ich ab jetzt zum „Einsteller“ bestimmt sei.

Er übergibt mir eine Armbinde und erklärt mir, dass ich diese am linken Ärmel anzunähen hätte. Ich entgegne nichts. Die neue Armbinde, welche mit einem grossen E gezeichnet ist, stecke ich in die von Petroleum nasse Hosentasche. Ich trage sie nie. Habe sie jedoch immer dabei. Man muss eben vorsichtig sein!

Trotzdem wäre es fast schief gegangen. Beim Filzen vor dem Kommandolager zieht ein SS mir die Armbinde aus der Mütze.

„Was ist das denn, Kerl?“ herrscht er mich an.

„Die hast du gestohlen.“

Gleichzeitig zerrt er mich am Arm zum Kommandoführer „Pius.“

Der sagt schlicht und einfach: „Gib dem die Armbinde zurück, er braucht sie in der Fabrik.“

Es war noch einmal gut gegangen. Da Wurmseeder nicht mehr anwesend ist, bringt Kleinmeister mir ein dickes Register in das ich alle Details über unsere Arbeit eintragen muss. Hier ist das Leben nicht einmal einen F... wert.

Jetzt haben sie den Bock auch noch zum Gärtner gemacht.

Dies ist die grösste Genugtuung, die ich in Allach habe. Eine grosse innere Freude erfüllt mich, wie wenn ein wildes Feuer in meinem Magen wühlen würde.

Mein lieber Kleinmeister, nun pass mal auf!

Als tägliche Arbeitsleistung hat jeder meiner Mitarbeiter 30 Zylinderköpfe im Buch.

Auch der Franzose Lecomte hat wieder frischen Mut.

„Wenn ich zufriedenstellend arbeite, dann darf ich bald nach Hause,“ meint er. Er gibt sich tatsächlich Mühe. Er schafft eine grössere Zahl von Zylinderköpfen als die anderen. Von den Kollegen wird ihm gesagt:

„Mon ami, dans notre situation tu crèveras ici, fais comme les autres, garde bien ta force et ta santé.“

Er hat begriffen.

Durch Prügel, die er im Lager bezog, ist er geheilt.

Er macht jetzt nur noch 30 Stück, so wie alle anderen auch.

Es wird eine zweite Schicht eingeführt. „Es muss rund drehen hier,“ meint der Frisör Hofrichter. Ich soll mit der neuen Nachtschicht einrücken, und zwar als Einsteller in Folge IV. Ich zeige meinen harten Kopf. Ich bearbeite die Meister und rücke schlussendlich mit der Tagesschicht ein. Ich verhandele längere Zeit mit dem Meister, bevor mir Arikin, Srajewski, Garifulin, 4 neue Russen und ein Franzose aus Gérardmer zugeteilt werden. Bei dem Franzosen handelt es sich um einen jungen Mann von etwa 17 oder 18 Jahren. Man ergriff ihn in einem Walde, nachdem die Stadt dem Erdboden gleichgemacht worden war. Nach dem Mittagessen werde ich auf die Lagerschreibstube bestellt.

Der Schreiber, ebenfalls ein Häftling, sagt: „Hoffmann, du bist heute mit der Tagesschicht eingerückt, morgen rückst du mit der Nachtschicht ein, oder möchtest du lieber gleich 25?“ (Gemeint waren 25 Stockhiebe).

Ich habe verstanden.

Zwei Kapos, mit grünen Winkeln, stehen mit Knüppeln im Raum. Ich habe keine Wahl. „Ich rücke morgen mit der Nachtschicht ein,“ kommt meine Antwort. Sch..., auf dieser Schicht bin ich allein als Luxemburger.

Seitdem ich Einsteller bin, muss ich jeden Tag mit einem Zylinderkopf von jeder Maschine zur „Begutachtung“ ins Büro.

Ich werde dort gut empfangen. Auf meinen Gruss „Moien“ bekomme ich „guten Morgen“ zur Antwort. Ich gebe dem Ingenieur aber auch nicht die geringste Ursache, mich schlecht zu behandeln.

Wenn er es gewusst hätte. Die Zylinderköpfe, die ich ihm vorzeige, kommen alle von der gleichen Maschine. Von Garifulin angefertigt. Nur dass ich andere Stempel benutzt habe. Eines Tages komme ich wie gewöhnlich ins Büro. Ein SS sitzt in der Nähe des Ofens und

döst vor sich hin. Ich nehme den Zylinderkopf von der Schulter und stelle ihn hart auf den Tisch. Ich höre nur noch ein lautes „raus“ und bin schon verschwunden.

Am darauffolgenden Tag kommt der Ingenieur zu mir, und ich muss ihm sagen, was sich am Vortag ereignet hat. Ich erzähle ihm von dem Vorfall. Er lässt mich wissen, dass er von nun an immer zugegen sei, wenn ich ihn aufsuche, um die Zylinderköpfe vorzuzeigen. Als ich das Büro am darauffolgenden Tag wieder betrete, sitzt der gleiche SS wieder da.

„Was macht der Kerl bloss hier,“? möchte er vom Ingenieur wissen. Dieser erklärt ihm, dass es zu meiner Arbeit gehöre, ihm die Zylinderköpfe zur Überprüfung vorzuzeigen.

„Aber sie,“ so der Ingenieur, „sitzen hier, obschon sie anderswo sein müssten!“

Der SS springt auf und ist plötzlich nicht mehr zu sehen. An einem bestimmten Tage hat der Ingenieur in seinem Büro ziemlich viel Betrieb. Zivilisten und SS sind unter seinen Besuchern.

Auf den von mir vorgelegten Zylinderkopf deutend, sagt er: „So eine saubere Arbeit bekommen wir von den Deutschen nicht!“

Wenn er es gewusst hätte!

Auf Folge V arbeitet ein Schwabe. Er kommt aus Bad Cannstatt, in der Nähe von Stuttgart. Massi ist sein Name. Er ist neutralisierter Italiener. Hieß vorher Massini. Seinen Namen hatte er verdeutschen lassen. Er war Bauunternehmer. Durch eine Sprengladung, die vorzeitig explodierte, ist er im Gesicht verunstaltet.

Ich gebe mich viel mit ihm ab. Mit Massi kann man Pferde stehlen. Trotzdem habe ich ihm einen ernsten Vorwurf zu machen. Für ein Stück Brot dressiert er die ekelhaften Hunde der SS. Da er die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, ist er nicht in der gleichen Gefahr, wie wir. Er überprüft alle Zylinderköpfe. Wenn er eine Unregelmässigkeit entdeckt, dann meldet er sich. Die als einwandfrei geltenden Zylinderköpfe deponiert er auf einem Laufband. Von unserer Schicht geht jeder schnell zu seiner Drehbank und legt 2 oder 3 Stück dazu. Wenn niemand in der Nähe ist, geht das ziemlich schnell. Auf diese Weise steigt unsere Arbeitsleistung gewaltig, da diese Zylinder zu den anderen gezählt werden.

Aus diesem Grunde hatte Jaschenko auf Folge VI nicht viel zu tun und war ständig betrunken. Nach und nach, ich wusste dass der Tag einmal kommen würde, werden wir zu erhöhter Leistung angetrieben. Es sind keine Zylinderköpfe mehr vorhanden. Mir wird ein Zivilkontrolleur zugeordnet. Der macht weiter nichts, als seinen eigenen Stempel neben dem meinigen anzubringen.

Der Mann hat ein Schloss auf der Schnauze, oder es handelt sich um einen Stummen. Er führt ein eigenes Register. Trotz seiner Anwesenheit geht es weiter wie bisher. Ungefähr 10 Tage ist der Zivilist bei uns als Kontrolleur eingesetzt. Dann kommt er nicht mehr zurück. Ich habe das Gefühl, dass etwas Unangenehmes in der Luft liegt.

Ständig bin ich jetzt in der Nähe der Maschinen. Ich gebe meinen Mitarbeitern Ratschläge, denn ich will vermeiden, dass es zu Fehlern kommt, die nur uns zugeschrieben werden können. Die Feststellung derartiger Fehler könnte ungeahnte Folgen haben. Ich will auf keinen Fall, dass einer meiner Kollegen sein Leben aufs Spiel setzt. Alles, was auf unserer Schicht passiert, sogar das geringste Detail notiere ich auf einer sogenannten Arbeitskarte, die ich nach Schichtschluss in einer Spalte des Werkzeugschranks verstecke. Beide Schichten besitzen einen Schlüssel zu diesem Schrank. Auf diese Weise sind Jang, Neckel und ich selbst, stets über alles im Bild. Kommt eine Beanstandung, dann sind wir bereits auf eine Antwort vorbereitet. Ich versuche die Maschinen und die Drehbänke immer in Ordnung zu halten.

Kinder, jetzt ist es mit dem Spass vorbei!

Der Tag ist gekommen an dem man in der Fabrik auf fertige Zylinderköpfe wartet. In meinem Register stehen deren bei weitem mehr, als aus der Giesserei geliefert wurden. Kleinmeister ist sehr aufgeregt, als er mir von dieser Unregelmässigkeit Kenntnis gibt.

Ich verziehe den Mund zu einem Lächeln und meine: „Sie binden mir wohl einen Bären auf, oder stimmen meine Eintragungen nicht mit denen des zivilen Kontrolleurs überein?“

„Doch, doch“ antwortet Kleinmeister, „aber ich frage mich, wo die Zylinderköpfe geblieben sind?“

Ich antworte ihm: „Ich bin hier so beschäftigt, dass ich den Zylinderköpfen nicht nachlaufen kann. Ausserdem darf ich meinen Arbeitsplatz nicht verlassen.“

Weder Kleinmeister noch die übrigen Verantwortlichen wissen Rat. Ich kann es nicht lassen, ihnen mangelhafte Ordnung vorzuwerfen.

Dies alles geschah an einem Samstag. Sonntags wurde damals nicht gearbeitet, doch als wir am Montag wieder in die Fabrik kommen, herrscht hier das schönste Durcheinander. Man hat die Kanaldeckel sogar entfernt. Offensichtlich hat man überall nach eventuell versteckten Zylinderköpfen gesucht.

„Nichts gefunden!“ sagt Hofrichter, der Frisör. Er wirkt äusserst verwirrt. Sie alle glauben, dass der Fehler bei ihnen liegt.

Es wächst Gras über die Sache.

Als wir zur Nachtschicht kommen, sperre ich den Werkzeugschrank auf. Auf der Karte von Neckel steht, an meine Adresse gerichtet: „Nimm dich heute in Acht, ihr habt gestern Abend einen Ausschuss (fehlerhafter Zylinderkopf) gemacht. Unter uns haben wir abgemacht, es jedes Mal der anderen Schicht in die Schuhe zu schieben, wenn etwas beanstandet wird. Bis jetzt sind wir dabei gut gefahren.

Gleich sind drei Meister zur Stelle. „Hier wurde gestern Abend ein Ausschuss gemacht“, lautete deren Feststellung. Ich gebe zur Antwort: „Wir haben überhaupt nicht gearbeitet. Wegen Fliegeralarm waren wir bis 6 Uhr morgens in der Bunkerhalle.“

„Doch, komm mit“, lautet der Befehl.

„Sieh da, was dort liegt.“

Oben auf dem Ausschusshaufen liegt ein nicht gereinigter Zylinderkopf.

Ich schaue mir das Stück von allen Seiten an. Mir kommt der Verdacht, dass dieser Zylinderkopf nachgemacht wurde, um uns hereinzulegen. Die Gedanken kreisen mir blitzschnell durch den Kopf.

„Unmöglich, dass wir es waren, denn wir hielten uns zwischen 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends im Bunker auf.“

Zwei andere Meister hatten die 8 Mann von Folge IV bereits ausgefragt. Keiner hatte einen Ausschuss gemacht.

Ich muss zurückgreifen und den ganzen Vorgang von vorne erzählen:

„Wir kommen aus der Dunkelheit in die erleuchtete Fabrikhalle, und dies genau fünf Minuten vor 6 Uhr abends. Wir hören das Geräusch von Flugzeugmotoren am Himmel. „Es sind die unsrigen“, wird uns gesagt.

Es gelingt mir noch, die Karte von Neckel aus dem Schrank zu holen, als die ersten Bomben fallen. Alles erzittert unter der Wucht der Explosionen, sogar die Fabrikhalle erbebt. Die Beleuchtung fällt aus. Die Sirenen heulen auf. „Pius“ pfeift und brüllt: „Antreten“.

Alles rennt, rettet sich, flüchtet.

Taghell ist die Nacht.

Beim Licht einer Stalllaterne gehen wir in Fünferreihen.

Einer fehlt.

Sch..., da oben läuft noch eine Maschine, an unserem Arbeitsplatz.

Es fallen noch immer Bomben.

In der Dunkelheit sehe ich Srajewski in unsere Richtung laufen.

Er fällt, steht wieder auf.

Dann steht er, ohne dass es auffällt, in der ersten Reihe.

In jeder Reihe tritt einer zurück. In der allgemeinen Aufregung merkt der Kapo nichts.

Jetzt stimmt die Zahl.

„Mützen auf, ohne Tritt, marsch.“

Der ganze Himmel ist voller Lichtstreifen. Wir gehen schnell in die Bunkerhalle, bis 6 Uhr morgens. Durch einen Irrgarten betreten wir die Räume. Es gibt weder Tür noch Fenstern. Starker Durchzug, da ständig Ventilatoren in Betrieb sein müssen. Wir stehen 12 Stunden im Bunker; der Alarm ist noch nicht abgeblasen, als wir hinausgehen. Die Mauern des Bunkers sind drei Meter dick. Auf dem Dach liegen viele Meter Grayträger aus Differdingen, mit Rundeisen verbunden und mit Beton ausgegossen. Draussen wird noch weiter gebaut. Voll beladene Waggons der Prinz-Heinrich-Eisenbahn stehen dort. Die Schuld an einem Fehler auf eine andere Schicht abzuschieben, das funktioniert diesmal nicht.

Jarolin ist wütend. „So eine Saubande,“ lässt er sich vernehmen.

„Ihr macht Sabotage im Großen, wir werden euch die Zunge lösen. Die Brotzeit ist vorerst gestrichen.“

Es wird ernst.

Ich mache mir Gedanken und rauche vorerst eine Zigarette. Ich sehe plötzlich, dass die Russen sich untereinander prügeln. Ich laufe hin und erkundige mich nach der Ursache der Schlägerei. Ich sehe, dass Srajewski blutet. Niemand will sprechen. Ich wende mich an Garifulin. Dieser lässt mich wissen, dass ich die Ursache der Schlägerei bin, denn ich bekäme ja jetzt ebenfalls kein Brot mehr. Ich zeige mich enttäuscht über ihr Verhalten und bringe ihnen meine Meinung unmissverständlich zur Kenntnis. Ausserdem sage ich ihnen, dass ich keineswegs gewillt sei, denjenigen anzuzeigen, der für die Sache verantwortlich sei. Jedenfalls nicht gegen dessen Willen. Dann gehen wir eben alle drauf, sage ich ihnen. Ausserdem verspreche ich, mich für denjenigen einzusetzen, der für den Ausschuss verantwortlich ist, falls dieser sich freiwillig melde. Ich fasse dabei Srajewski tief ins Auge. Dieser beginnt zu weinen. Er hat meine Worte sehr gut verstanden, denn alle Ukrainer verstehen Deutsch. Er tritt an mich heran und bekennt sich schuldig, indem er sagt: „Ich habe den Ausschuss gemacht.“

Ich gebe Anweisung, weiter zu arbeiten, während ich mich ins Büro begeben. Dort treffe ich Kleinmeister an. Von ihm kann man behaupten, dass er uns nicht übel gesinnt ist. Ich sage ihm, dass ich jetzt wüsste, wer für den Ausschuss verantwortlich sei. „Dem blüht etwas!“, so Kleinmeister, obwohl ich noch keinen Namen genannt habe.

Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass er ja wüsste, was einem im Lager für eine derartige Tat bevorstehe. Zuerst die Anzeige und dann nach 6 Wochen der Strick.

Ich nenne dann dem Namen Srachtschinski, so wie er im Arbeitsbuch geführt wird. Dann lobe ich ihn, indem ich sage:

„Der beste Arbeiter von Folge IV wird gehängt. Ein Mann der täglich saubere 30 Stück macht. Der bei Dunkelheit, bei Fliegeralarm, noch für den deutschen Sieg arbeitet. Nur dass er Unglück beim letzten Arbeitsgang hatte. Nur weil die Klemmvorrichtung an seiner Maschine nicht eingeschnappt war, machte er den Zylinderkopf mit der Auslassfräse kaputt. Ein Mann mit einem solchen Arbeitseifer ersetzt sich nicht von heute auf morgen. Ich würde sie aus diesem Grunde bitten, sich für ihn einzusetzen.“

„Ich kenne Srachtschinski. Ich versuche mein Bestes,“ sagt Kleinmeister.

Nachmittags kommt wieder die ganze Meute. Ingenieure, Meister und SS. Jarolin befiehlt Srachtschinski zu sich. „Erzähl uns mal, wie das zugeht, wenn man Sabotage macht.“

In sich zusammen gesunken, wie ein Häufchen Elend wimmert Srajewski: „Ich, nein, nicht Sabotage. Ich arbeiten, viel arbeiten, schnell, schnell fertig. Dann kaputt.. Ich Angst und werfen auf Haufen.“

Die ganze Bande lacht.

„An die Arbeit!“ kommandiert Jarolin.

Srajewski steht da, mit gebeugtem Haupt, wie ein reumütiger Sünder. Er kann das alles nicht begreifen. „Pius“ kann sich allerdings nicht enthalten, dem Srajewski einen heftigen Fußtritt ins Gesäss zu verpassen, so dass dieser zu Boden fällt und sich überschlägt. Er rafft sich auf und ist gleich darauf wieder an der Arbeit. Für die „Herren“, die sich eingefunden hatten wurde das Ganze als Witz betrachtet. Sie waren erleichtert, lachten und entfernten sich, nachdem sie zuvor an dieser oder jener Maschine mit der Hand den Staub gewischt hatten. Die Sache war noch mal gut gegangen. Von diesem Tage an wurde ich im Lager von jedem Russen begrüßt. Ich komme jetzt zu Kapo „Pius“.

Das war ein Kerl, den konnte man nicht in die Wehrmacht einberufen, denn er hätte in keine Reihe gepasst.

Er hatte Füße, die nicht einmal durch die Beinkleider einer Stiefelhose durchgeschlüpft wären.

„Zwölfe Knepper“ zu Hause hatte gegen ihn Kinderfüsse.

Als ich später zu Hause war und meine Geschichte erzähle war so mancher unter meinen Zuhörern der sagte: „Das hätte ich niemals ausgehalten, ich wäre bestimmt weggelaufen.“ Ja, vielleicht vieren von tausend gelang es, sich dieser Zwangsarbeit durch Flucht zu entziehen. Dabei muss jedoch immer noch bedacht werden, dass es solche Leute waren, denen das Schicksal ihrer Familie gleichgültig war. Ausserdem muss ich noch klarstellen, dass die meisten Flüchtigen wieder ergriffen wurden. Dann standen sie am Lagerwege mit einem Schild auf der Brust: „Bin wieder da“.

Aber wie sehen diese armen Schweine aus?

Von Kopf bis zu Fuß blutend. Durch Schläge und Bisse von wütenden Hunden.

Am darauffolgenden Tage sind sie nicht mehr im Lager. Wohin hat man sie gebracht? Man weiss es nicht, kann nur mutmassen. Ein junger Deutscher, 20 bis 25 Jahre alt, mit grünem Winkel, hatte Glück. Ihm gelang die Flucht, mit Hilfe von Zivilpersonen, die ihm ausserdem andere Kleider verschafft hatten.

Beim Zählappell, nach der Arbeit, fehlt einer. Trotzdem müssen wir schnell ins Lager zurück, denn wir dürfen dem Ablösungskommando nicht begegnen. Wir müssen uns auf dem Appellplatz aufstellen.

„Alles bleibt stehen, bis der Kerl wieder da ist.“

Kapo Willi läuft sich die Beine ab, er erkundigt sich bei jedem nach dem Verbleib des Flüchtigen. Erst gegen drei Uhr am Nachmittag werden wir ins Quartier geschickt, wo wir endlich etwas zum Essen bekommen. Später kommt dann das Kommando: „Macht euch fertig. Für die Nachtschicht, antreten!“

Wir müssen wieder zur Arbeit. Der Flüchtige, ein Deutscher mit dem grünen Winkel, war bereits mit uns in Natzweiler. Er kam mit nach Allach. Gemäss einem kursierenden Gerücht hatte der Mann unsagbar viel gelitten. In Straßburg hatte man angeblich irgendwelche Versuche mit ihm angestellt. Seine Arme waren durchsichtig, wie Glas. Zwei Monate später kam eine Karte aus Marseille. Der Mann liess uns wissen: „Ich bin auf dem Schiff. Ich gehe zur französischen Legion.“ Ein gewisser Kox Ernest erzählt uns die Geschichte. Durch die Flucht dieses Mannes wurden wir dann nochmals hart geschliffen..

Sonntags – Appell: „Alles raustreten.“

Jarolin ist da. Er spricht mich an: „Was bist du“?

„Luxemburger“.

„Haare schneiden.“

Ich eile zum Frisör. Eine stumpfe Haarschneidemaschine reißt auf meinem Kopf eine Autobahn von der Stirn bis ins Genick. Den Bart hatte ich mir kurz zuvor mit dem Rasiermesser meines Vaters entfernt. In einem Paket waren mir Bartmesser, Seife, Bartpinsel und Spiegel zugeschickt worden, nachdem ich in einem Brief um diese Sachen gebeten hatte. Es ist zwar verboten ein Messer zu besitzen; ich sollte deswegen noch Probleme bekommen.



Hier laufen viele Häftlinge mit Bartflechte herum.

Ich hatte auch bereits Anzeichen davon. Ich denke zurück an meinen Großvater. Den Vater meiner Mutter. Bevor er Ende August 1925 starb, saß ich als 18-Jähriger an seinem Lager. Hierbei hatte er mir noch einige Lebensweisheiten offenbart. Sonderbarerweise hatte er auch mit mir über die Bartflechte gesprochen.

„Wasch deine Hände und dein Gesicht sauber,“ so hatte er mir gesagt. Dann urinieren auf deine Hände und reibe dir den Urin ins Gesicht. Nicht abtrocknen, sondern trocknen lassen. Dann bist du die Bartflechte los.“

Mein Großvater hatte es mir gesagt, so als ahnte er damals schon, was mir bevorstehe. Ich folgte seinem Rat. Ich hatte zwar ein tolles Brennen im Gesicht, doch die Bartflechte machte sich nicht weiter bemerkbar. Was die Gelbsucht anbelangt, so hatte er mir ebenfalls ein altes Mittel genannt.

„Danke dir, Großvater Jenni Staudt!“

Ich gebe das Mittel an meine Leidensgenossen weiter. Einige befolgen meinen Rat, andere jedoch nicht. Diejenigen, die es nicht machen, laufen noch lange Zeit mit einem schwarz gestrichenen Gesicht umher.

Wenn ich bedenke wie diese Saubande hier mit den Leuten umspringt, dann habe ich eine ungeheure Wut im Bauch. Wir sind hier nur noch Nummern, mit denen man nach Belieben verfahren kann.

Wir bekommen alle neue Kennzeichen. Winkeln aus Aluminium, mit der Nummer drauf. Es ist kein Tuch mehr vorhanden.

Ich habe da eine Idee!

Im Schrank in der Fabrik stehen Flaschen mit allerlei Farben. Ich male mir einen „L“ in den roten Winkel. Da dies für Volksdeutsche streng verboten ist, will ich eben demonstrieren, dass ich keiner bin. Die Kameraden lachen und machen es mir nach. Dies sollte allerdings noch Folgen haben.

Da ist der Ostermaier. Wir rufen ihn „Osterhase“. Dieser verrichtet die gleiche Arbeit wie wir. Ist jedoch nicht als Häftling hier. Er macht viele Überstunden. Will uns noch übertreffen. Er wischt sich den Schweiß.

„Schuster bleib bei deinem Leisten.“

Er geht jetzt nach Hause. Hat noch viele unfertige Stücke an seiner Werkbank zurückgelassen. Mir hat er untersagt an seine Maschine zu gehen. Er will den Rest Morgen erledigen.

Ich denke, armer Osterhase, es bleibt ja noch fast alles zu machen.

Nachdem er sein Pensum am anderen Morgen erledigt hat, gibt er uns Anweisung, seine Werkbank zu benutzen. Ich untersuche einen der von ihm angefertigten Zylinderköpfe. Dieser lässt sich im Passloch bewegen. Wahrscheinlich war ihm ein Fehler bei der Einstellung seiner Maschine unterlaufen.

„Haben Sie so gearbeitet“ ? frage ich ihn.

„Gewiss, es ist alles in Ordnung, nur drauf los, ich nehme alles auf mich. Ihr müsst nur drauflos arbeiten.“

Der Osterhase ist weg.

Ich zeige dem Frisör einen vom Osterhasen angefertigten Zylinderkopf. „Was gibt's?“ fragt dieser. Ich melde meine Bedenken an. Der Frisör schenkt meinen Einwänden keine Beachtung. „Nur weiter, wir sind noch erheblich im Rückstand,“ meint er.

Am darauffolgenden Tage, finde ich im Werkzeugschrank eine Karte mit einer Warnung von Kollege Hennen. Auf der Karte steht: „Der Neckel ist im Lagerbunker, pass auf.“

Ich erkundige mich bei Kleinmeister, was eigentlich los sei. Dieser klärt mich auf.

Dann kommt Jarolin.

„Ihr Schweine, ihr macht Sabotage hier.“

Er brüllt. In seiner Nähe stehen zwei SS mit Schäferhunden. Ich schlage die Hacken zusammen, stehe stramm. „Bitte sprechen zu dürfen.“

Jarolin antwortet: „Maul auf.“

Ich sage: „Wir machen keine Sabotage.“

Jarolin „Ihr habt Schaden in Millionenhöhe gemacht.“

Ich halte ihm vor: „Es ist mir verboten, einen Zivilisten zu bezichtigen, ich kann nur sagen, wir waren es nicht.“

Jarolin stutzt, jetzt kommt er näher und spricht bereits nicht mehr so laut.

„Kerl, wie heisst denn der Mann“?

Ich antworte: „Ostermaier hat uns befohlen an dieser Maschine zu arbeiten.“

Gott, was gibt das, wenn der ein Lump ist und alles abstreitet.

Nein, der Ostermaier ist in Ordnung.

Er ging nicht von der Nachtschicht nach Hause. Jetzt steht er da. Er sieht Jarolin nicht. Dieser: „Tag, Tag, Herr Ostermaier.“

Jarolin sagt zu mir: „Ist das der Mann“?

Ich ! „Ja.“

Der Ostermaier platzt heraus: „Was machst du an meiner Arbeitsstelle, wenn mir etwas passiert ist, dann geht das dich einen Dreck an, verstehst du. Mach du deine Arbeit und kümmere dich nicht um mich.“

Jarolin und die SS mit den Hunden verduften.

Unterdessen wurde Hochet Neckel aus dem Bunker zur SS gebracht. Er hatte sich missbilligend über die Führung der Fabrik ausgelassen, als wir der Sabotage verdächtigt worden waren. Dort sitzt Jarolin, der sich wie folgt äussert:

„Da kommt ja der Kerl, der die deutschen Meister nach dem Kriege hängen will.“

Neckel hatte im Bunker genügend Zeit, um sich seine Antwort zu überlegen, und er sagt:

„Das war nicht so gemeint. Da keiner von uns sich der Sabotage schuldig gemacht hatte, war ich derart aufgeregt, als der Obermeister meinem Kollegen Hennen mit einer Meldung, wegen Sabotage drohte. Aus diesem Grunde ließ ich mich zu einer ähnlichen Bemerkung hinreissen.“

Hochet wird daraufhin wieder ins Lager zurückgebracht.

Bei Neckel und Jäng arbeitet ein gewisser Otto.

Er ist Bayer.

Ich kenne nur seinen Vornamen. Dieser hatte sich erboten, dem Neckel Kleider mitzubringen, um aus dem Lager zu flüchten.

Ich gebe ihm zu bedenken was mit uns passiert, wenn er verschwindet.

Ich glaube, er wollte selbst nicht weg.

Ja, wir befinden uns ständig in Lebensgefahr, und dies bereits für eine Kleinigkeit.

Dem Thielen Jängi aus Gilsdorf schlägt man beim Appell die Nieren kaputt, und dies wegen einer Nichtigkeit bei der Arbeit.

Auch Lenert Vic wird erwischt. Er hatte für seinen Bruder, welcher ein Hotel in Befort hat, den Plan für eine neue Kegelbahn gezeichnet.

Für die Nazis war es ein Fluchtplan. Er hatte das Glück, noch mit einem blutigen Gesäß davonzukommen.

Von der Nachtschicht kamen wir wieder ins Lager.

In der Eingangspforte wird uns gesagt. „Heute geht keiner zum Block. Alle marschieren zur Latrine.“

„Im Gleichschritt, marsch, marsch, links rechts, links rechts.“

Auf beiden Seiten steht alle 10 Meter ein SS mit Maschinenpistole.

Bei der Latrine steht ein Galgen.

Der Strick wartet auf jemanden, der sich über den Boden zerren lässt. Von den Kapos wird er geschlagen. Als er den Galgen sieht, erlahmt jede Gegenwehr. Er geht willig mit. Eine Art Melkschemel steht unter dem Galgen. „Rauf auf den Stuhl“, kommandiert ein SS.

Jarolin nähert sich. Er liest vor. Ein Urteil aus Berlin. Wegen Sabotage ist der Mann zum Tode verurteilt. Ein Kapo steht neben ihm. Er legt ihm den Strick um den Hals. Wir hören die Worte des Delinquenten: „Vive Stalin“.

„Weg!“ ruft Jarolin.

Der Kapo stösst mit dem Fuß gegen den Dreibeinstuhl. Der Junge fällt ins Seil, strampelt mit den Füßen. Seine Hände sind auf den Rücken gefesselt. Zwei SS ziehen ihm die Hose runter. Halten sich den Bauch vor Lachen. Die Natur ist ihm abgegangen. Das Ganze ist so entsetzlich, dass ich es nicht im Detail beschreiben kann.

Vater im Himmel, sollte diese Bande ungeschoren davonkommen, dann ist unser Herrgott tot. „Achtung, Mützen ab.“

In Dreierkolonne müssen wir an dem Erhängten vorbeimarschieren.

Uns wird gedroht: „So werdet ihr einmal alle hängen.“

Derjenige der nicht zu dem Erhängten aufblickt, bekommt den Knüppel auf den Kopf.

„Mützen auf, wegtreten.“

„Ich habe es euch doch gesagt, jeder SS-Mann, selbst der kleinste Grad ist euer Vorgesetzter.“ Diese Worte wurden uns unzählige Male gesagt.

Hier gibt es einen solchen. Einen niederen Dienstgrad. Der will sich vermutlich einen Spezialurlaub verdienen. Er geht umher. Schaut uns an. Führt einen Hund an der Leine. Einer der Russen hört um 16.40 Uhr mit der Arbeit auf und beginnt damit, seine Maschine zu säubern.

„Du sollst arbeiten!“ schreit der SS ihn an.. Der Hund beisst den Russen ins Bein.

„Mach schon!“

Der junge Russe spannt den Zylinder ein, zerrt ihn fest. Der Hund hängt noch immer an ihm. Die Maschine läuft auf Hochtouren. Durch das Vibrieren dringt der Stift zu tief ins Material. Rums, ein Krachen. Der Zylinder mitsamt der Einspannvorrichtung fliegt dem SS am Kopf vorbei. Der Hund drängt den Russen in die Reihe der zum Abmarsch bereitstehenden Kolonne.

Die Welle der Maschine an der der Russe arbeitete, war bereits einmal defekt. Wurde stümperhaft zusammengeschweisst. Am darauffolgenden Tag arbeitet der Junge wieder an der gleichen Maschine und dies ungeachtet der Hundebisse und der Prügel die er bezogen hat. Auf eine Beschwerde des SS hin, hat Frisör Hofrichter den jungen Russen der Sabotage bezichtigt. Er kommt noch genau 6 Wochen mit zur Arbeit. Bis das Urteil von Berlin bestätigt ist.

Wir kommen von der Arbeit. Man bindet dem Jungen die Arme auf den Rücken. Man bringt ihn zur Latrine.

Die Belegschaft macht einen apathischen Eindruck. Keiner ist mehr imstande sich Gedanken über die Hintergründe der Bestialität zu machen, mit welcher dieses System funktioniert. Man sieht überall nur ausdruckslose Augen. Niemand lacht. Schuld an dieser Lethargie ist sonder Zweifel in erster Linie der Hunger. Dann kommt der ständige Stress an der Arbeitsstelle. Die widersprüchlichen Anordnungen der SS-Bewacher. Ihre Verachtung die sie den Häftlingen entgegenbringen. Dies alles trägt dazu bei, dass die Leute hier nicht mehr in der Lage sind, normal zu denken.

Sich über irgendetwas zu freuen, dazu sind nur noch wenige in der Lage. Und gerade dies ist das Ziel des deutschen Systems.

Die Leute psychisch fertig zu machen. Ein durch Hunger geschwächter Körper hält die Strapazen nicht lange aus. Aber hier hat die Natur für einen gewissen Ausgleich gesorgt. In jeder Nation hatte sie den Samen des Widerstandes gestreut, denn es gab viele, die nicht gewillt waren, sich der Nazidiktatur zu beugen. An diesen Menschen nahmen viele sich ein Vorbild.

Auf die Jugoslawen und die Tschechen konnte man bauen.

Es gab auch gute Deutsche. So zum Beispiel der Berliner, mit dem Wehrmachtswinkel. Durch eine Kinderkrankheit stand sein Gesicht ganz schief. Als Kraftfahrer hatte er am Einmarsch der deutschen Wehrmacht ins Grossherzogtum teilgenommen. In Vianden hatte er gesehen, wie deutsche „Helden“ (der Ausdruck stammte von ihm) den „Bommenzinnen“ in die Our geschmissen hatten.

Ja, der gute Lameck, hat mir in seinem Berliner Dialekt vom Polenfeldzug erzählt. Oft hatte er den Einwohnern in den Ortschaften gute Ratschläge gegeben. Dauernd hatte er seinen Truppenteil verloren. Aus diesem Grunde war er bei uns in der Fabrik gelandet. Er hatte und wollte mit niemandem Krieg.

Der abtrünnige Soldat der deutschen Wehrmacht kommentierte jeden Wehrmachtsbericht auf die ulkigste Art und Weise.

Mit dem Humor der Tschechen kann jedoch keiner mithalten.

Hier ein beliebter Witz von ihnen:

„Ein Tscheche geht zur Polizei und sagt: „Ein Schweizer hat mir meine russische Uhr gestohlen. Darauf der Kommissar:“ Ein Russe hat ihnen ihre Schweizer Uhr gestohlen.“

„Das haben sie gesagt, Herr Kommissar.“

Srajewski, mit seinen dicken roten Backen macht jeden Tag 30 Zylinderköpfe, ohne zu pfuschen. Er weiss auch anderweitig seine Finger zu benutzen. Jeden Tag liefert er ein neues Paar Pantoffeln ab. Stoff, Zwirn und Nadeln bringt ihm ein Zivilist aus Dachau mit. Der hat jedenfalls Mut. Kommt jeden Tag mit einem Rucksack. Das Brot ragt oben frei heraus.

Trifft er einen SS und wird gefragt: „Wohin mit dem Plunder?“, ist seine Entgegnung stets dieselbe, und zwar sagt er jedes Mal: „Kümmere dich um deinen eigenen Dreck.“ Darauf setzt er seinen Weg fort, ohne weiter behelligt zu werden. Für ein Paar Pantoffeln gibt er dem Ukrainer ein ganzes Brot. Dieser allerdings gibt, soweit ich weiss, keinem einen Bissen davon ab. Er, jedoch, kaut ständig.

Der Zivilist aus Dachau muss jemanden kennen, der Hand über ihn hält, denn diese Sache geht bis zum Schluss.

Im BMW-Werk ist alles korrupt. Alle diese „Herren“ sind Schieber und Saboteure. Einmal nachts gibt es in Block 7 ein fürchterliches Geschrei. Willi kommt mit einer Taschenlampe angelaufen. Die Russen haben einen Kurzschluss fabriziert.

Sie haben sich einen der ihren vorgeknüpft. Dieser stimmt ein fürchterliches Geschrei an. „Alles aufs Bett“, schreit Willi. Er reißt einen viereckigen Stempel von einem Tisch und schlägt drauf los. Er bekommt sie alle aufs Bett.

Nur einer bleibt liegen. Es ist Arikin. Er hat eine ordentliche Tracht Prügel bezogen. Er war dabei beobachtet worden, wie er einem Kameraden Brot stehlen wollte. Auch mir hatte er bereits den Rest aus einem Paket geklaut. Jetzt hat er das bekommen, was er verdient hat. Willi macht ihn wieder munter.

„Du Aas von einem Brotdieb. Das nächste Mal zeige ich dich an.“

Das ist typisch für Willi, denn trotz seiner Drohung würde er niemanden anzeigen.

In Afrika ist der Krieg vorbei. Den Radiomeldungen zufolge haben die Deutschen den Feind allerdings aufgerieben. Sie ziehen sich nur in bessere Stellungen zurück.

Wir hören viel später auch die Feierlichkeiten von Rommels Begräbnis.

Wir kommen von der Nachtschicht. Liegen auf dem Papiersack.  
Mama mia, Mama mia, wenn diese Kälte anhält, dann sterben hier die Leute.  
Die Stimmung ist mies, der Krieg dauert schon zu lange.  
Draussen stehen Schilder: „Eine Laus, dein Tod.“  
Läuse habe ich keine. Wer mit Petroleum arbeitet hat keine Läuse.  
Aber Flöhe, dagegen ist kein Kraut gewachsen. Tagsüber geht es, aber nachts.  
Dann die Wanzen. Die sind noch schlimmer als die Nazis.  
Sie stinken und sind schmutzig. Sie fallen aus den Säcken mit Hobelspänen. Sie fallen von der Decke.  
Ist man eingeschlafen, so kommt es vor, dass eine auf dem Augendeckel sitzt. Öffnet man die Augen, dann werden sie gequetscht. Dann ist das Auge jedes Mal angeschwollen. Derartige Spuren habe ich am ganzen Körper. Nachts ist unser Block vollbelegt. Die Vordertür ist geschlossen. Wer den Darm entleeren will, muss nach draussen.  
Muss jemand urinieren, steigt er auf einen Schemel und harnt in ein grosses Benzinfass, welches im Block steht. In der Dunkelheit wirft fast jeder den Schemel um. Er kracht dann jedes Mal auf den Beton. Wenn ich nachts urinieren muss, ziehe ich mir immer die Schuhe an, denn in der Mitte des Flurs steht der Urin in Pfützen. Die Leute huschen umher, wollen mit den Händen zupressen, aber das Wasser quillt ihnen zwischen den Händen hervor. Wird dann um 4 Uhr das Licht eingeschaltet, befindet sich eine grössere Urinlache im Flur. Das Wasser läuft durch den Gang bis zur Tür hinaus. Fast jeder hat in der Nacht seine Blase entleert. Das Fass ist bis zum Rande voll.  
Dass viele Barackeninsassen in der Nacht mit spontanen Darmentleerungen zu kämpfen haben, beweisen die vielen Spuren, welche vom jeweiligen Bett bis zur Tür hinaus führen. Nach Kölnischwasser riecht es jedenfalls nicht. Jauche ist sogar noch ein gelinder Ausdruck, um diese Zustände zu beschreiben.  
Dann heisst es: „Aufstehen, die Fassträger her. Alles sauber machen, gleich kommt Kaffee“.  
Saubermachen ist für den Stubendienst.  
Bettemachen gilt für jeden Einzelnen.  
Fassträger, das geht der Reihe nach.  
War die Reihe an mir, reißt ein Russe, egal wer, mich weg (du nix).  
Ich hätte mich nicht gedrückt, doch sie lassen nicht zu, dass ich anfasse.  
Natürlich müssen jedes Mal mehrere 10-Liter-Eimer aus dem Fass geschöpft werden, bevor man es wegbringen kann.  
Dann ist da noch der Jäng. Von Kopf bis Fuß ist er schwarz durch verkrustete Flohbisse. Ich gebe ihm den Rat, sich ordentlich zu schrubben.  
Wegen der unzähligen Verkrustungen will er nicht. Von Willi bekommt er sogar Schläge, weil er nicht zum Waschen geht.  
Jäng ist Jungeselle. Sein Vater und seine Mutter sind bereits verstorben.  
Ein Paket für mich auf der Poststube.  
Jäng ist auch jetzt zur Stelle. Ich habe nicht nur ein Paket bekommen, sondern gleich zwei. Davon eines von meiner Frau. Das zweite Paket ist groß und rund. In demselben befindet sich ein Brot. Ein frischgebackenes Brot. „Ach wie gut das riecht, ich bin halb verhungert,“ sagt Jäng.  
Auch ich habe Hunger. Mit meinem Zigeunermesser habe ich das Brot übers Kreuz in vier Stücke zerlegt. Ich reiche Jäng ein Stück davon. Er hockt sich auf ein Bett und kaut. Ich gehe für kurze Zeit weg, um mir aus der Kantine für 50 Pfennige eine Suppe zu holen. Die gibt es nur einmal in der Woche. Nachdem ich mich hingesetzt habe, steht Jäng plötzlich neben mir.  
„Jetzt habe ich nichts mehr für Morgen,“ sagt Jäng.  
„Wo ist denn das Brot?“, frage ich ihn.  
„Das habe ich gegessen“.

„Merde, Jäng, dann hast du ja einen Magen wie ein Kleiderschrank. Wenigstens 5 bis 6 Pfund Brot, ohne einen Schluck zu trinken. Wo gibt es das?“

„Einen Bissen hättest du mir lassen können, um zu schmecken.“

„Ja, Nicki“ entgegnet Jäng, „aber ich war so hungrig.“

Ich sage Jäng, dass er sich schämen soll.

Trotzdem gebe ich ihm noch eine Portion. Er geht daraufhin in seinen Block. Für mich hätte das Brot für drei Wochen gereicht, denn ich rechnete mit noch schlechteren Zeiten.

Ich esse nur kleine Häppchen. Kann deshalb den anderen immer wieder etwas abgeben. Es gibt Momente, wo die Pakete infolge der massiven Bombenabwürfe über Deutschland ausbleiben. Dann muss man es trotzdem aushalten können. Einmal abends, als ich bereits meine Suppe und mein Stück Brot vertilgt habe, kommt Strieff Jäng von Block III.

„Geh mit mir Neckel,“ sagt er.

Der Strieff Jäng ist für uns alle ein guter Freund.

An den Feiertagen, an denen mal keine Schindereien auf dem Programm stehen, finden wir uns in Block V zusammen. Hier wird geweint, gelacht, geplant und gesungen. Jäng wird dann jedes Mal aufgefordert, ein Lied zu singen.

Müller Jempi bringt ihn immer dazu.

Mit seiner wohlklingenden Stimme singt Jäng dann Lieder, dass es uns weh ums Herz wird.

„Du wirst immer magerer Neckel“, sagt er.

„Ich habe Kartoffeln für dich.“

Bei unserem Gespräch in Block V war nämlich die Rede davon, was jeder sich zum Essen wünsche, wenn er nach Hause käme.

Der eine nannte dies, der andere das.

Ich meinte, mit einer Schüssel gebratener Kartoffeln wäre ich bereits zufrieden.

„Hier Neckel, hier hast du gebratene Kartoffeln. Ich kann dir sagen, es sind alles Reste von der SS, aber sauber. Nun iss dich satt.“

So wie die Leute heute Kartoffeln essen, hätte es für 20 Mann gereicht. In fünf Minuten habe ich die Schüssel geleert und ausgeleckt.

Ich bedanke mich bei Jäng, unserem Caruso.

Ich habe meinen Magen arg strapaziert. Jetzt kann ich wieder fasten. Der Escher Braumeister, Müller Jempi, ist Chef im Kartoffelkeller.

Er ist ein Unikum, wie seinerzeit „Baggermisch“ in Hinzert.

Jempi reagiert überaus schnell, wenn ein SS kommt. Er kann sehr laut schreien.

Hier sitzen die Leute, um sich die Taschen mit Kartoffeln zu füllen. „Glaubt nur nicht, man hätte uns die Kartoffeln geschenkt“, sagt Jempi. „Die kommen alle von der SS.“

Für Tabak bekommen wir von den kriegsgefangenen Russen Kartoffeln, die diese durch den Maschendraht hindurch reichen.

Neuerdings kochen wir hier elektrisch.

Ich habe ein Stück 5-Millimeter-Draht bei einem Elektriker organisiert. Ein Stück Stahlrohr, einen Eimer und eine eiserne Platte. Ein Russe steckt die Drähte in den Stecker. Das Wasser im Eimer erhitzt sich. In 10 Minuten sind die Kartoffeln gar. Eine Pellkartoffel, welch ein Genuss.

Doch der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Plötzlich ein heftiger Knall. Alle Räder stehen still. Von A 8 bis L 8.

„Jungens, jetzt nichts wie weg.“

Die Kartoffeln verschwinden. Der Kocher löst sich in Einzelteile auf. Ich schreibe eine Arbeitskarte für die Elektriker. Ich will diese zu ihnen bringen. Auf H 1 ist jedoch eine Postenkette, die muss ich überwinden. Es ist ja nicht zum ersten Mal. Über dem Strammstehen, reiße ich die Mütze vom Kopf. „Bitte diese Arbeitskarte in den Elektrikerkasten stecken zu dürfen.“

„Hau ab, Kerl, es ist Kurzschluss auf der ganzen Arbeitsfolge.“

Dann darf ich die Karte trotzdem in den Kasten stecken.

Als ich mich auf den Rückweg mache, folgt ein Franzose mir gemächlichen Schrittes. Er trägt eine Geschirrtasche. Mein guter Franzose, der uns immer die neuesten englischen Nachrichten bringt, erklärt den Meistern, das Kabel sei kaputt.

15 bis 20 Mann bekommen jetzt einen Besen. Müssen kehren. Ich bin hellwach. Was kann alles passieren? Ich habe noch meine Einstellerbinde in der Tasche. Also kann es für mich noch einmal glimpflich ablaufen.

Es ist 5 Uhr. Alles ging noch einmal gut. Wir gehen in unsere Baracke. Am anderen Tag ist der Strom wieder da.

Wir haben jetzt ein anständiges Kabel. Das andere war zu dünn. Wir kochen wieder Kartoffeln. An den Drehbänken arbeiten jetzt Franzosen, die freiwillig nach Deutschland kamen, um zu arbeiten. Ihr Einsteller ist „Violette“. Er wurde in Paris entlassen. Hat eine kranke Frau. Er fand in Frankreich keine Arbeit.

„Ich muss versuchen, am Leben zu bleiben,“ meint „Violette“ (*Pseudonym*). Aber er hat es besonders schwer, weil er es mit einer Menge leichtsinniger Burschen zu tun hat. Noch richtige Buben. Hier läuft ein hutzeliges polnisches Mädchen von einem Büro ins andere. Sie macht sich sonderbar aus, in ihrer zivilen Kleidung. Ein junger Bursche aus der Mannschaft von „Violette“ ist immer hinter dem Mädchen her. Steckt ihm heimlich einen Brief zu. Sie verbirgt den Brief in ihrem Kleid. Ein SS hat den ganzen Vorgang verfolgt. Er nimmt dem Mädchen den Brief ab.

Das arme Kind!

Wir sehen es bestimmt nicht wieder!

„Pius“ nimmt sich der Sache an. Er sucht nach einem Dolmetscher. Der Kapo bezeichnet mich.

„Pius“ hält den Franzosen an der Schulter fest. Er hat ihn bereits arg zusammengeschlagen.

Er muss mit ins Büro von „Pius“.

Ein Kapo folgt mit dem Knüppel.

„Du kannst Deutsch und auch Französisch“, werde ich gefragt.

„Es geht“, antworte ich. Nein sagen, das darf ich nicht. Um zu sagen, es wären ja noch andere da, das wäre feige gewesen.

„Übersetz diesen Brief, und zwar Wort für Wort“ fordert „Pius“ mich auf.

Ich halte den Brief in der Hand, schüttele den Kopf, lache laut.

„Na wird's bald“, herrscht mich „Pius“ an. Ich übersetze:

„Liebes Fräulein, sie gefallen mir, ich liebe schöne Mädchen. Deine Kleider gefallen mir. Ich liebe dich.“

Während ich übersetze, lache ich. Noch immer lachend gebe ich „Pius“ den Wisch zurück. War der wütend. In seinem Zorn reißt er den Brief in Fetzen und wirft die Überbleibsel in den Mülleimer. Dem Franzosen aber verabreicht er einen heftigen Fußtritt ins Gesäss und schickt ihn wieder zur Arbeit.

„So ein verrückter Idiot“ meint „Pius.“ Ich lache noch immer.

Ich hatte wohl allen Grund zum Lachen. Der Franzose hatte das Mädchen in Wirklichkeit um Kleider gebeten, um zu flüchten.

Ein Dümmerer als ich bin, ist wahrscheinlich nicht zu finden,

Dies hätte wiederum schlimme Folgen für mich haben können.

„Violette“ macht sich Sorgen um einen Jungen aus Gérardmer, der bei uns an der Bohrmaschine arbeitet.

Er heisst mit Vornamen René. Sein Nachname ist mir entfallen.

„Wenn es mit dem so weitergeht“, meint „Violette“, „dann kriege ich ihn nicht mehr mit nach Hause. Das ist ja nur noch ein klapperndes Knochengestell.“

„Pass einmal auf, ob der sein Brot isst?“

Ich lasse René nicht aus den Augen. „Pius“ pfeift zum Antreten.

Um 9 Uhr hat einer nach dem anderen Brotzeit. Heute, nach 6 Wochen, gibt es ein Stückchen Margarine, sonst immer eine Scheibe Wurst. Ich stehe als Dritter hinter René.

Er sieht mich nicht, aber ich bin hinter ihm.

Er geht nicht, nein er läuft auf die Toilette, hebt ein Stück Zeitungspapier auf, wickelt seine Margarine hinein und fort ist er.

Ich laufe ihm nach. Er steht jetzt mit gebeugtem Rücken auf Folge III. Er hält die Margarine und das Brot in der Hand. Ein Pole, welcher hier das Passloch bohrt, gibt René eine Handvoll durrer, grüner Blätter Tabak aus einer Packung, die er von seinen Eltern aus Berlin geschickt bekommt. René nimmt an, gibt dem Polen sein Brot und die Margarine. Er ist sichtlich zufrieden.

Ich gehe hin. Ich sage ihm, dass er sein Brot und seine Margarine selbst essen soll. Trotzig antwortet er mir, dass das mich nichts angehe. Ich stehe vor ihm. „Mein Sohn, du wirst jetzt dein Brot essen.“

„Das ist meine Angelegenheit“, antwortet er mir, „ich mache was ich will.“

Ich verabreiche ihm eine schallende Ohrfeige.

„Jetzt kannst du deiner Mutter sagen, ein Luxemburger hätte dich gehohrfeigt, weil du dein Brot für Tabak verkaufen wolltest.“ Er läuft zu „Violette.“ Will sich beschweren.

Lächelnd winkt der mir zu.

René ist wütend. Weinend isst er sein Brot. Von den anderen Franzosen wird ihm eine tüchtige Standpauke gehalten. Allmählich beruhigt er sich. Er kommt wieder zu mir an die Maschine. Später bedankt er sich.

Fortsetzung folgt

Paul Heinrich



## **Kriegserlebnisse von Martin L. BACHE** geboren am 21. August 1924 in Niederfeulen

Der 10. Mai 1940 war ein herrlicher, sonniger Frühlingstag. Als wir in den frühen Morgenstunden durch ungewohntes Gedröhne aus dem Schlaf geweckt wurden, dachte noch niemand, dass der Zweite Weltkrieg für uns begonnen hätte.

Die komischen Flugzeuge, die dann in Scharen über die Feulener Koppen hüpften, hielten wir anfangs noch für französische oder englische. Die ungewohnten Balkenkreuze an den Tragflächen belehrten uns aber bald eines Besseren. Nichtsahnend trat ich dann um 7 Uhr mit meinem Fahrrad den Weg nach Diekirch zum Gymnasium an. Als ich jedoch die „Heng“ hinunterfuhr, sah ich von Ettelbrück her, Motorradfahrer mit umgehängten Maschinenpistolen, mir entgegenkommen. Wie ein grauer Wurm wälzte sich da eine Kriegsmaschinerie mir entgegen, die das Schlimmste ahnen liess.

In den folgenden Tagen bestaunten wir dann den Aufmarsch der großdeutschen Armeen, die nach Westen drängten. Wir waren zwar überzeugt, dass der ganze Spuk in ein paar Wochen vorbei wäre und dass die Franzosen mit den Preussen wenig Federlesens machen würden. Als uns dann aber immer neue Hiobsbotschaften erreichten, wurden wir immer kleinlauter. Als Hitler in Paris einmarschierte, war für uns eine Welt zusammengebrochen.

Ich hatte mich in den dreißiger Jahren kaum um Politik gekümmert, da ich noch sehr jung war und mit der Schule genug am Halse hatte. Etwas aber hatte ich schon damals mitbekommen. In unserer Nachbarschaft wohnte ein Junge, dessen Eltern Deutsche waren. Dieser zeigte mir ab und zu eine Illustrierte der NSKK, die sein Vater regelmäßig aus Deutschland bezog. Die Bilder der zackigen Marschformationen, von militärischem Drill, sowie die Uniformierung fast aller Gesellschaftsschichten die mir entgegenprangten, hatten bei mir ein solches Missfallen ausgelöst, so dass ich damals bereits überzeugt war, dass der Nazismus bei mir niemals auf fruchtbaren Boden fallen könnte.

Nach Ende des Westfeldzuges wurde auch der Schulbetrieb wieder aufgenommen. Das Schulleben lief auch normal weiter, bis Anfang 1941, als deutsche Professoren im Gymnasium einzogen. Im Herbst 1940 wurde allerdings schon von einigen Besserwissern Propaganda zum Eintritt in die VJ (Volksjugend) gemacht. Zwei Mitschüler, die sich dem Deutschtum verschrieben hatten, wollten uns Anstecknadeln dieser Organisation andrehen. Diesen beiden stibitzten mein Banknachbar, Fernand Faber, und ich die Nadeln und die Klasse liess sie nach und nach verschwinden. Beim Eintreffen der neuen, reichsdeutschen Lehrer, wurden wir auch prompt verpiffen, aber nachweisen konnte man uns nie etwas. Der Unterricht nahm dann auch eine ganz neue Richtung an und die meisten von uns nahmen die von der Schulleitung angestrebten Veränderungen nicht ernst.

Eine Episode aus dieser Zeit verdient noch erwähnt zu werden: Anfang 1941 fand eine große pro-deutsche Kundgebung im Stadthaus in Diekirch statt, wo das ganze Gymnasium mit der Professorenschaft teilnehmen musste. Nach Ablauf der üblichen propagandistischen Darbietungen, wurde das Deutschlandlied gesungen. Im Saal standen Stühle der Diekircher Brauerei auf welchen auf den Rücklehne die Buchstaben BD eingebrannt waren. Während den Reden machten wir uns einen Spass daraus, hinter diesen Buchstaben ein M einzuritzen.

Dies fand immer mehr Nachahmer und während der Hymnen begannen wir mit den Stühlen zu rütteln, so dass schlussendlich ein ohrenbetäubender Lärm entstand, der die Bonzen in größte Wut versetzte. Am nächsten Morgen musste die ganze Belegschaft des Gymnasiums sich im Hof aufstellen und in Zweierreihen durch Diekirch marschieren. Vor dem Hotel Michels war zu dieser Zeit eine Ehrenpforte errichtet worden. Der ganze Zug musste durch diese Pforte hindurchmarschieren und den deutschen Gruss erweisen. Kreisleiter Venter, mit Gefolge, nahm diese „Parade“ von der Terrasse des Hotels ab, und der ganze Aufmarsch wurde sogar gefilmt. (Dies erfuhr ich allerdings erst viel später, als eine Deutsche mir erzählte, sie habe diese Veranstaltung in einer Wochenschau gesehen. Der Kommentar dazu sei gewesen: die luxemburgische Jugend jubelt dem Führer zu.)

Auf der „Kluster“ mussten wir uns im Kreis aufstellen und Kreisleiter Venter hielt eine gepfefferte Rede, in welcher er unseren guten „alten Direktor Merten“ abkanzelte. Dieser wurde dann ein paar Tage später entlassen.

Bald nach diesem Vorfall begann dann eine intensive Werbung für die HJ. Mit Versprechungen und Drohungen versuchte man die Schüler einzuschüchtern. Diese Aktion hatte aber kaum Erfolg. Dann wurden die „*Bérets basques*“ verboten. Im Juni 1941 war ich eines Nachmittags mit meinem Fahrrad auf dem Nachhauseweg. In meiner Begleitung befanden sich fünf Schulkollegen. Kurz hinter Diekirch wurden wir von Kreisleiter Venter und dem Diekircher J. D. angehalten und gefragt, ob wir in der HJ wären, was wir verneinten. Dann bemerkte Venter auf dem Gepäckträger eines Kameraden eine Baskenmütze. Dies war dann der Anlass, um uns alle 6 für den nächsten Morgen 9 Uhr zur Kreisleitung vorzuladen. In dem heutigen Gebäude der Bauverwaltung, wo diese Behörde untergebracht war, fanden wir uns dann auch ein. Ich wurde als Erster vernommen. Sonderbarerweise ging keine Rede mehr von den Baskenmützen. Das ganze Verhör bestand lediglich in der wiederholten Drohung, dass ich von der Schule fliegen würde, falls ich dieser Organisation nicht beitreten würde. Ich liess mich jedoch nicht einschüchtern und die Folge war, dass ich am selben Tage von dem deutschen Direktor den Abschied bekam. (Auf Veranlassung unseres damaligen Kaplans, verfasste ich über diesen Vorfall einen schriftlichen Bericht und liess diesen der amerikanischen Botschaft zukommen. Nach dem Krieg war ich wegen dieser Geschichte im Prozess gegen Venter als Zeuge geladen. Venter gestand den Vorfall ein, bestritt allerdings, mir gedroht zu haben.)

Somit war für mich die Schulzeit vorbei. Mir war allerdings auf der Kreisleitung mitgeteilt worden, ich dürfe nur nicht glauben, dass ich jetzt gemütlich im Elternhaus herumsitzen könnte. Mir würde zu gegebener Zeit eine Dienstverpflichtung ins Haus stehen. Um dem zuvorzukommen, wurde mir eine Arbeit in Esch/Alzette vermittelt, wo ich als Laufbursche in einer großen Spezereiwarenhandlung angestellt wurde.

Im September 1941 wurde ich als knapp 17-Jähriger in die LVL aufgenommen und durch Emil Berns und Will Besenius vereidigt.

Nach meiner Anstellung in Esch/Alzette verfolgte ich die Weltereignisse schon viel kritischer und nichts konnte mich von meiner Überzeugung abbringen, dass die Preussen schlussendlich besiegt würden. Ausserdem gelang es mir, trotz vieler Aufforderungen und Drohungen, nicht einer einzigen Nazi-Organisation beizutreten.

In Esch/Alzette kam ich dann auch in Verbindung mit einigen LVL-Mitgliedern und da ich samstags oft mit dem Fahrrad nach Hause fuhr, machte ich verschiedene Botengänge für diese Unterorganisation zwischen Esch und Ettelbrück. So verging das Jahr 1942 und Stalingrad zeichnete sich ab.

An den Tagen, wo ich zu Hause weilte, half ich der lokalen LVL-Sektion bei der Verpflegung der inzwischen desertierten Zwangsrekrutierten, die in einem Bunker in den Feulener Hecken versteckt waren. So wurden auch verschiedene kleinere Resistenzakte gesetzt. Für Großherzogs Geburtstag 1943 hatte ich auf Anraten meiner Mutter ein luxemburgisches Wappen mit dem „Roude Léiw“ gezeichnet und diesen nachts bei der Kirche in Niederfeulen an einem elektrischen Mast angebracht. Beim Kirchgang morgens wurde mein „Kunstwerk“ mit Schmutzeln von den Einwohnern zur Kenntnis genommen. Bald danach war aber auch schon unser Zellenleiter von dem „unerhörten Verbrechen“ in Kenntnis gesetzt worden, und er liess das „corpus delicti“ umgehend entfernen. Es gelang ihm jedoch nicht, den Missetäter ausfindig zu machen. Ebenso wenig wie die „Schmierfinken“, die im Jahr 1941, nach dem Luftkampf über England, die Strassen und Wände mit dem RAF-V-Zeichen bemalt hatten. Zusammen mit zwei Klassenkameraden hatten wir eines Nachts diese Tat vollbracht. Die von uns benutzte Farbe muss noch Vorkriegsware gewesen sein. Trotz aller Mühe gelang es jahrelang nicht, diese „Verunzierungen“ zu entfernen. Besonders an einem Giebel in der „Heng“ prangte unser Zeichen noch bis in die Nachkriegsjahre hinein, obschon es zu verschiedenen Malen überpinselt worden war.

Im Frühling 1943 sollten schliesslich auch mich die Auswirkungen des schändlichen Gauleiterbeschlusses über die Zwangsrekrutierung treffen. Zwar war es vorerst nur der Arbeitsdienst, den ich abzuleisten hatte und dies vom 21. Juni bis Ende September 1943. Ich kam, ins Lager Brahnau, bei Bromberg, in Polen. Unser Dienst bestand hauptsächlich im Anlegen von 80 Zentimeter tiefen Gräben, in die dann armdicke Kabel verlegt wurden. Unser Lager war Teil eines riesigen Komplexes, in dem die Deutschen unterirdische Fabriken installiert hatten. Neben dem unausbleiblichen Drill und den damit verbundenen Schikanen, denen wir ausgesetzt waren, blieb uns jedoch auch Zeit, die Mentalität der sogenannten deutschen Führer zu studieren. So hatte ich auch schon bald die weichen Stellen dieser angeblich so perfekten Organisation ausgemacht. Es gelang mir mehrmals, die Arbeitsführer an der Nase herumzuführen. und ich konnte mir auf diese Weise eine einigermaßen erträgliche Zeit verschaffen.

Nach Rückkehr in die Heimat, konnte ich mich jedoch nicht lange in den elterlichen Gefilden erholen, denn knapp 14 Tage nach meiner Rückkehr, flatterte auch schon der Stellungsbefehl zur Wehrmacht ins Haus. In Absprache mit der lokalen LVL-Sektion war allerdings nie daran gedacht worden, dass ich diesem Befehl Folge leisten sollte. Auch hatte unser Hausarzt Dr. Huberty aus Ettelbrück mir angeraten, sobald der Befehl eintreffen würde, sollte ich zu ihm kommen, er würde dann eine Blinddarmoperation anordnen und danach würden wir weitersehen. So geschah es dann auch, ich wurde operiert und erreichte dadurch einen dreimonatigen Aufschub.

Doch auch diese Zeit ging zu schnell vorbei und schliesslich kam der unheilvolle Stellungsbefehl dann doch. Mein Bruder Constant und ich, wir wurden am 17. Dezember 1943 zusammen eingezogen.

Und so begann auch für uns ein Schicksalsweg, den wir mit so vielen anderen Luxemburgern beschreiten mussten. Schon bald trennten sich unsere Wege. Mein Bruder kam nach Dänemark, während ich mit 20 anderen Leidensgenossen nach Schwerin in eine Kaserne kam, wo wir eingekleidet wurden. Schon nach einigen Tagen hiess es packen. Ich war krankgeschrieben, denn kurz vor meiner Einberufung hatte ich mir beim Dreschen eine Sehnenscheidenentzündung zugezogen und konnte mit dem rechten Arm nichts anfangen – in dieser Zeit lernte ich sogar das Schreiben mit der linken Hand- und sollte in der Kaserne zurückbleiben..

Da ich mich aber inzwischen mit mehreren luxemburgischen Schicksalsgenossen angefreundet hatte, wollte ich mit diesen zusammen bleiben. Ich warf deshalb das Armgestell in eine Ecke und schloss mich dem Transport an. Unsere Reise ging quer durch Polen und schliesslich landeten wir südlich von Königsberg in Ostpreussen. Dort blieben wir über die Weihnachtstage uns selbst überlassen und die von zu Hause mitgebrachte Verpflegung ging dabei drauf.

Dann überstürzten sich die Ereignisse. Es hiess packen. Am 1. Januar 1944 wurden wir in die uns schon zur Genüge bekannten Viehwaggons verladen. Es hiess, wir würden nach Frankreich kommen. Unser Zug bewegte sich jedoch stets Richtung Osten und wir überfuhren auch bald die deutsch-litauische Grenze. Dann änderte die Zugrichtung nach Nordost. Wir passierten Dünaburg in Lettland. Karsawa an der lettisch-russischen Grenze. Doch immer weiter rollte unser Transport, über Pleskau hinaus bis in die Nähe von Luga, südlich von Leningrad. Plötzlich ein unvorhergesehener Halt. Von der Spitze des Zuges hörten wir anhaltendes Knattern. Unser Zug war von Partisanen angegriffen worden. Diese hatten einen Wagen in Brand gesetzt. Nach einiger Zeit wurde unser Transport dann wieder zurückgeleitet und wir landeten wieder in Dünaburg, wo wir dann in eine Kaserne einzogen. Hier erhielten wir dann auch Gewehre und wurden während mehreren Wochen gedrillt.

Ende Februar 1944 war dann das relativ angenehme Kasernenleben vorbei. Nun begann eine Zeit, in der wir lernten, was es heisst zur Infanterie zu gehören. Wir marschierten und marschierten, von einem Standort zum anderen, ständig im Morast und Schnee. Wochenlang hatten wir nasse Füsse. Wir lernten das Schlafen über dem Marschieren. Oft warfen wir uns vor Übermüdung in den gefrorenen Schnee und schliefen, als lägen wir in einem Daunenbett. Und immer wieder hiess es „marschieren“. Beladen mit mehreren Kilo schweren Munitionskisten, mit Tornister und übergehängtem Gewehr. Essgeschirr und Brotbeutel umgeschnallt. Wie viele Kilometer wir in dieser Zeit zurückgelegt haben, kann ich nicht mehr sagen, es werden weit über 1000 gewesen sein, von einem Ort zum anderen, dann wieder zurück. Dann wieder nach Osten, dann nach Westen. Ich kann mich noch an einige russischen Ortschaften erinnern, die wir damals passierten: Pleskau, Opotschka, Ostrow, Karsawa, Borkowitschi, Borowucha, Polodzk. Schon damals machte ich mir Gedanken über den Grund dieses sinnlosen Umherziehens, und ich kam zu der Überzeugung, dass die deutschen Führungsstäbe selbst nicht wussten, was damit bezweckt war und dass diese Überorganisation schliesslich den Deutschen selbst zum Verderben gereichen müsse.

Anfangs April 1944 kam es zu einem 10-tägigen Partisaneneinsatz. Südlich von Opotschka sollte unsere Division, zusammen mit anderen Einheiten einen Partisanenwald durchkämmen. Es wurde eine schlimme Zeit. Wieder hiess es packen, um durch unwegsames Gelände zu einem bestimmten Ziel zu kommen. Da es in Russland keine Strassen und Wege gab wie bei uns, kann man sich leicht vorstellen, wie diese Gegend aussah. Das ganze Waldgebiet war ein einziges Sumpfgelände, hie und da gab es feste Stellen, dann wieder festgefrorenen Schnee, dann wieder Schneematsch und immer wieder mussten wir damit rechnen, dass hinter jedem Baum ein Partisan lauern könnte, oder unter einem Hügel, wo man glaubte festen Boden unter den Füssen zu haben, eine Mine versteckt lag. Ich kann mich erinnern, dass wir an einem Tag 20 Kilometer tief in den besagten Wald eindringen, ohne jedoch von Partisanen angegriffen zu werden. Als wir dann am festgesetzten Punkt angelangt waren, bekam unser Zug den Befehl, denselben Weg zurückzumarschieren, um auf dem Bataillonsgefechtsstand (diese Herren waren wohlweislich zurückgeblieben) Meldung zu machen. Auf diese Weise hatten wir zweimal den mühseligen Weg hinter uns gebracht. Nach einer Stunde Rast hiess es dann wieder, zur Kompanie zurückzumarschieren. Ausserdem mussten wir, zusätzlich zu unserem Gepäck, noch Verpflegung mitschleppen.

Wir mussten also, wohl oder übel, kaputt an allen Gliedern, den beschwerlichen Weg erneut antreten. In der Zwischenzeit war unsere Kompanie aber weitermarschiert und ausser den 60 Kilometern, die wir schliesslich hinter uns brachten, kamen weitere 20 hinzu. Mit letzten Kräften schleppten wir uns weiter. Unterwegs hatten wir in der Dunkelheit fast noch die ganze Verpflegung verloren. Schliesslich trafen wir aber, total erschöpft, bei unserer Kompanie ein. Wir liessen uns hinfallen wo wir standen und kein Befehl hätte uns weitergebracht. Nach durchgeschlafener Nacht hiess es dann am nächsten Tag Schützenlöcher graben. Ein anderer Zug wurde an diesem Tag als Spähtrupp eingesetzt. Nach einigen Stunden kam ein luxemburgischer Kamerad zurückgelaufen um zu berichten, dass sie auf Partisanen gestossen seien und dass jemand auf eine Mine getreten wäre und schwer verletzt sei. Bald brachten sie auch den Verletzten, und ich sah zum ersten Mal, welch Unheil dieser unselige Krieg so manchen beschern konnte. Einige Tage später trotteten wir wieder weiter. Nicht weit von unserer Kompanie entfernt, fuhr die mit zwei Pferden bespannte Feldküche. Als dieses Gefährt über einen Steg fuhr, gab es ein ohrenbetäubendes Krachen. Wir sahen noch Fleischfetzen durch die Luft fliegen. Die beiden Pferde waren zerfetzt worden. Fleischstücke hingen an den Bäumen. Aber auch der Verpfleger war schwer verwundet. Wir brachten den Verletzten zum Bataillonsgefechtsstand, wo ich Zeuge eines für mich unfassbaren Vorfalls wurde. Als der Bataillonskommandeur Meldung vom Vorfall erhalten hatte äusserte er sich im Beisein des Schwerverletzten wie folgt: „Ich hätte lieber es wären 17 Landser draufgegangen, als ein Pferd.“ Ein wahrhaft würdiger Vertreter des Nazitums. Eine unfassbare Äusserung. Auch die Deutschen unserer Kompanie waren entsetzt, als sie diesen Kommentar vernahmen.

Eines Tages sollten wir ein Dorf erstürmen, wo sich angeblich Partisanen aufhielten. Tagsüber schien die Sonne, die schon eine angenehme Wärme ausstrahlte. In unseren Tarnanzügen mussten wir einen Wasserlauf durchqueren, wo das Wasser uns bis zum Halse reichte. Völlig durchnässt kamen wir in besagtem Dorf an. Von Partisanen jedoch keine Spur. Da es schon auf die Nacht zuzuging, war es wieder unsere Gruppe, welche den ersten Wachposten zu stellen hatte. Mit der durchnässten Kleidung mussten wir also auf Posten und kaum war die Sonne verschwunden, begann es auch schon stark zu frieren. Nach 2 Stunden sollten wir abgelöst werden, aber niemand kam und wir mussten auf unserem Posten verharren. Es dauerte 8 volle Stunden, bis man sich an uns erinnerte. In der Zwischenzeit waren wir völlig zu Eiszapfen erstarrt. Der Atem gefror uns im Gesicht. Um uns ein wenig aufzuwärmen, verschossen wir die ganze Munition. Niemand war noch fähig sich zu bewegen. Als wir uns dann in einer verrauchten Sauna erholen konnten, glaubten wir im Paradies zu sein.

Gegen Ende des ganzen Unternehmens, sollte es uns dann „doch gelingen“ die „so gehassten Partisanen“ zu stellen. In einer Lichtung stiessen wir auf eine Gruppe zerlumpter Menschen. Es waren alte Frauen, Männer und Kinder, die bestimmt nicht zu den Partisanen gehörten, die aber vor den vorrückenden Deutschen in den Wald geflüchtet waren. Völlig erschöpft wussten sie dann nicht mehr weiter und wurden gestellt. Unser Bataillonschef gab sofort den Befehl, alle zu erschiessen. Unser Kompaniechef hatte jedoch den Mut, zu erklären, dass er einen solchen Befehl nicht ausführen würde. Was dann mit diesen Leuten geschah, habe ich nicht mehr gesehen, es wurde aber nachher erzählt, sie seien alle erschossen worden.

Ein anderer Vorfall hat sich bei mir tief eingepägt. Wir hatten ein Dorf besetzt und die Einwohner wurden aufgefordert, ihre armseligen Hütten zu verlassen. In dem Haus, das uns zugeteilt worden war, hing eine primitive Wiege. Es war ein Korb der mit einem Seil an der Decke befestigt war. In dieser Wiege lag ein Baby und daneben saß seine Mutter.

Unser Feldwebel, ein überzeugter Nazi, schnitt das Seil durch und schmiss die Wiege mit dem Baby gegen die Wand. Die entsetzte Mutter riss das schreiende Kind an sich und verschwand. Auch wir verliessen bestürzt den Raum und konnten die Welt nicht mehr verstehen.

Nach Abschluss der Partisanenaktion sollte unsere Division nach Estland in ein Fliegerheim zur Erholung kommen. Wieder hiess es marschieren, bis wir in dem sogenannten Erholungsheim, südlich Dorpat, landeten. Es war aber nicht das, was wir uns vorgestellt hatten. Leerstehende Baracken, ungeheizt und ohne jegliche Bequemlichkeit nahmen uns auf. Zu allem Überfluss traf auch während 8 Tagen überhaupt keine Verpflegung ein. In dieser sogenannten Erholung lernten wir dann Kamerad Hunger kennen. In den ersten Tagen behelfen wir uns noch mit allem was irgendwie essbar war. Selbst gefrorene Kartoffeln mussten dran glauben. Schliesslich suchten wir die wenigen Bewohner der Umgegend auf, wo wir regelrecht um Brot bettelten. In einem dieser Häuser wurden uns von freundlichen Menschen „verwurelt Gedanken“ aufgetischt, die wir heiss hungrig hinunterschlangen.

Als man sich bei der höheren Führung endlich an uns erinnerte, wurden wir wieder nach einem langen Marsch, per Bahn zurück nach Dünaburg befördert. Dort sollte dann wieder ein geregeltes Kasernenleben aufgenommen werden. Auch dies war nicht von langer Dauer. Eines Tages wurden meine Kameraden Infalt Jean aus Ettelbrück, Steffes Nory aus Esch/Alzette, ich selbst, und noch andere auf die Schreibstube bestellt. Dort wurde uns ein Marschbefehl ausgehändigt. Wir mussten zu einem ROB-Lehrgang (Reserveoffiziersbewerber) nach Riga. Niemand von uns war vorher gefragt worden. Später erfuhren wir, dass alle die eine höhere Schule besucht hatten, für diesen Lehrgang ausgesucht worden waren. Der Lehrgang sollte 6 Wochen dauern. In dieser kurzen Zeitspanne sollten wir zu Führungskräften, die so dringend von der Wehrmacht gebraucht wurden, herangebildet werden. Wenn wir bisher geglaubt hatten, wir hätten den deutschen Drill schon zur Genüge kennen gelernt, so wurden wir schnell eines Besseren belehrt. Um 5 Uhr früh war Wecken. Um 6 Uhr begann der technische Dienst, d.h. Gewehrekloppen, Parademarsch, Waffenkunde, besonders der Infanteriewaffen. Um 12 Uhr war eine Stunde lang Mittagspause. Dann begann der theoretische Teil mit Führungskunde, Geländekunde, Orientierungskunde, politischer Unterricht usw., bis 7 Uhr abends. Fast jeden 2. Tag standen nach der normalen Dienstzeit noch Alarmübungen auf dem Programm. Es war eine schreckliche Zeit, besonders für uns Luxemburger, die aber auch gar keine Ambitionen hatten, einen höheren Posten in der deutschen Wehrmacht zu bekleiden.

Als nach drei Wochen die Meldung kam, der Kursus würde abgebrochen, unsere Division käme in den Fronteinsatz, waren wir richtig erleichtert, dieser Zwangslage zu entrinnen.

Wir fuhren zurück zu unserer Kaserne nach Dünaburg, wo nach etlichen Tagen die Tornister gepackt wurden und wir abmarschbereit waren. Das Herz klopfte einem jeden von uns, wenn wir daran dachten, dass es nun bitter ernst würde. Wir hatten unter uns Luxemburgern des Öfteren darüber diskutiert, ob es sinnvoll wäre, bei der erstbesten Gelegenheit zu den Russen überzulaufen. Wir waren aber einhellig der Meinung, dass es in dem Abschnitt der Front, wo wir uns befanden, kaum angebracht wäre ein solches Risiko einzugehen. Die uns gegenüberliegenden Russen hatten bestimmt keine Ahnung davon, dass es auf der Gegenseite Soldaten gab, die in die deutsche Wehrmacht gezwungen worden waren. Schlussendlich trugen wir alle die verhasste Uniform. Ein Unterschied war daher kaum auf russischer Seite zu erwarten. Des weiteren zirkulierten Gerüchte, dass die Russen kaum Gefangene machen würden und dies angesichts der Gräueltaten, die von Deutschen angerichtet worden waren, was sich auch herumgesprochen hatte.

So gelangten wir in den letzten Juniwochen immer näher an die eigentliche Front. Unser Frontabschnitt lag südlich von Pleskau am Peipusee. Schon kilometerweit hinter der vordersten Linie begannen die Stellungsräben. Uns wurde ein Abschnitt unweit des Zuflusses zum Peipusee, der Welikaja, zugewiesen. Dort mussten wir uns an gänzlich andere Regeln gewöhnen. An ein aufrechtes Gehen war überhaupt nicht mehr zu denken. Liegen und Kriechen war die Parole, sich so klein wie möglich machen, den Kopf nicht über den Grabenrand hinausheben. Denn unaufhörlich schoss es von irgendeiner Seite. Nachmittags begann stundenlanges Granatfeuer der berühmten Stalinorgel, dann wieder Einschläge der gängigen Artillerie. Anfangs konnten wir nicht unterscheiden, wer wohin schoss. Schnell lernten wir jedoch aus den Abschüssen zu unterscheiden, ob über uns hinweggeschossen würde oder ob der Beschuss den Bereich unserer Stellungen zum Ziel hatte. Mal war es stundelang ruhig, dann setzte wieder ohrenbetäubendes Artilleriefeuer ein. Diese erste Frontführung dauerte mehrere Tage. Dann glaubte man sicher, wir wären jetzt so weit zermürbt und an diesen Zustand gewöhnt, dass wir reif für einen Angriff wären.

Mitten in der Nacht kam dann auch der erwartete Befehl. Vollbepackt trotteten wir durch die Gräben, immer näher, bis wir schliesslich im vordersten Graben landeten. Uns wurde erklärt, vor uns befinde sich ein Fluss, 20 Meter breit. Dieser sei zu überqueren und die gegenüberliegende Böschung, die von Russen besetzt wäre, sei einzunehmen. Morgens um 4 Uhr begann der Angriff. Unsere Gruppe musste als erste vorgehen. Pioniere hatten während der Nacht einen Steg über den Fluss gelegt. Wir rannten los, kamen auch über den Steg und auf der anderen Seite ohne Ausfälle an. Dort krallten wir uns in den Erdboden. Einige Soldaten stürmten weiter und konnten in das Grabensystem der Russen eindringen. Während wir auf der Feindseite des Flusses lagen, stürmten weitere Landser über den vorgenannten Steg. Doch dann mussten wir mit ansehen, wie einer nach dem anderen auf dem Steg regelrecht abgeknallt wurde. Die Russen hatten ihre Scharfschützen hervorragend platziert und nach der ersten Überraschung, waren sie nun alarmiert und kein einziger kam mehr über den Steg herüber. In den Schützengräben mussten die Russen sich aber zurückgezogen haben, denn von dort aus war kein Schuss zu hören. Wir lagen nun in diesem Abhang und konnten uns kaum bewegen. Sobald jemand sich aufrichtete, hörten wir auch schon die Kugeln pfeifen. Wir konnten weder vorwärts noch rückwärts. Kaum einer von uns hatte noch sein Gewehr. In dem allgemeinen Durcheinander war auch kaum noch eine Waffe zu gebrauchen, denn der Sand in dem wir lagen, hatte fast alle unbrauchbar gemacht. Ich verstehe noch heute nicht, weshalb die Russen damals keinen Gegenangriff unternahmen. Sie hätten uns wie die Kaninchen abschiessen können. Wir warteten, dass irgendetwas von der deutschen Seite geschehen würde. Wir warteten vergebens. Der Morgen ging vorüber. Ich fing so langsam an zu erkennen, in welcher Lage wir uns befanden. Den morgendlichen Angriff hatten wir in einer Art Betäubung erlebt, ich weiss nur noch, dass ich kurz vor dem Angriff ganz apathisch war und überhaupt nicht denken konnte.

In den frühen Nachmittagstunden setzte plötzlich Artilleriefeuer ein. Wir merkten bald, dass es deutsche Geschütze waren. Wir stellten aber gleichzeitig fest, dass die Einschläge zu kurz lagen, und immer näher an uns herankamen. Wir versuchten noch, Zeichen zur deutschen Seite hin zu geben, aber umsonst. Plötzlich sah ich neben mir eine Staubwolke aufwirbeln. Der Leutnant, ein Saarländer, der knapp 2 Meter neben mir gelegen hatte, war verschwunden. Ich hatte überhaupt keinen Einschlag gehört. Erst einige Augenblicke später wurde mir bewusst, dass der Leutnant einen Volltreffer erhalten hatte. Ich lag in dem sogenannten „toten Winkel.“ Noch tagelang war ich gänzlich taub. Erst etwas später merkte ich, dass ich am linken Oberschenkel blutete und durch einen Splitter verletzt worden war. Es war aber nur eine Fleischwunde.

Was mich dazu bewogen hatte, weiss ich nicht mehr, jedenfalls stach ich mit meinem Taschenmesser in die Wunde und schmierte auch noch Dreck hinein. Der deutsche Beschuss dauerte mehrere Stunden. Erst später bekam ich mit, dass es viele Tote und Verletzte gegeben hatte. So auch einen luxemburgischen Kameraden, Willy Reuland, aus Consdorf, der aus Unterleibswunden, Arm- und Beinverletzungen blutete. Ich kroch zu ihm hin und merkte sogleich, dass ihm nicht mehr zu helfen war. So stand ich ihm in seiner letzten Stunde bei, er war nur halb bei Bewusstsein. Ich versuchte noch, ihn zu trösten so gut ich konnte, dann tat er einen Schrei: „Wou ass meng Mamm, wou ass ...“ und starb. Stundenlang lag ich neben ihm, und sein toter Leib schützte mich vor den umherfliegenden Splittern. Nach und nach merkten wir, dass wir noch zu sieben aus unserer Kompanie übrig geblieben waren. Alle waren jedoch verletzt. Ich konnte mich als einziger noch bewegen, obschon mein Bein sehr schmerzte. Als es dunkel geworden war, sammelte ich die Gewehrriemen und Koppel der Toten ein. Diese banden wir zusammen. Als es stockdunkel geworden war, schwamm ich damit unbehelligt durch den Fluss und band das benutzte Seil am gegenüberliegenden Ufer, an einem Strauch fest. Mit einem anderen Kameraden gelang es mir dann, nach und nach die übrigen Verletzten über den Fluss herüberzubringen, wo wir in den frühen Morgenstunden endlich im deutschen Graben landeten. Hier erfuhren wir dann, dass unsere Kommandostelle geglaubt hatte, von uns wäre keiner mehr am Leben.

Wir wurden dann aus der Frontlinie in ein Feldlazarett gebracht. Ich weiss noch, dass ich nur noch eine Unterhose und ein Unterhemd trug, als wir dort eintrafen. Auch wurden wir noch von Wochenschaureportern gefilmt. Im Feldlazarett konnte ich das Geschehen noch Tage lang nicht verarbeiten. Eines begriff ich jedoch, und zwar dass ich grosses Glück hatte, diesem Inferno nur mit einer leichten Verletzung zu entkommen. Die Ereignisse waren so unvermittelt auf uns hereingestürzt und noch monatelang versuchte ich, den Ablauf dieses denkwürdigen Tages zu rekonstruieren. Nach acht Tagen war meine Wunde schön verheilt, und ich freute mich schon, meine Kameraden wiederzusehen. Als der Stabsarzt seine letzte Visite beendet hatte kam ein Sanitäter zu mir und sagte: „Mensch, hasst du Schwein, du kommst in ein Heimatlazarett.“ Auf meine Frage, was denn los sei, gab er mir zur Antwort, ich sei nierenkrank. Tatsächlich waren meine Füsse stark angeschwollen.

Ich wurde dann nach Riga transportiert und dort einem der letzten Sanitätszüge die nach Westen fuhren, zugeteilt. Anfang Juli ging die Fahrt dann los. Durch Ostpreussen, Polen bis nach Schlesien. Der Zug hielt schliesslich in Schweidnitz, südlich von Breslau. Da ich mich kaum krank fühlte spazierte ich über den Bahnsteig und pfiff den „Feierwôn“. Schon rief ein junges Mädchen hinter der Absperrung mir zu: „Sid dir Lëtzebuerger?“ Auf meine bejahende Antwort, erfuhr ich dass sie auch Luxemburgerin sei und mit ihren Eltern umgesiedelt worden wäre. Ich kam dann in ein Lazarett in Schweidnitz und die Nachricht, dass ein Luxemburger eingetroffen war, sprach sich schnell herum. In der Folgezeit lernte ich andere umgesiedelte Luxemburger kennen.

Ich hatte bald mitgekriegt, dass es relativ einfach war, das Resultat der täglichen Urinprobe zu beeinflussen. Nach Abgabe des Urins, hielt ein Sanitäter das Reagenzglas über eine Flamme. Wurde die Flüssigkeit trüb, vermerkte er einen Albumingehalt von 3 bis 5 %. Als ich dies gesehen hatte, verschaffte ich mir ein Fläschchen und von den kennen gelernten Luxemburgern erhielt ich Eier. Das Eiweiss füllte ich in das Fläschchen. Ich gab jeden Tag ein paar Tropfen hiervon in meinen Urin bevor ich die Probe zur Untersuchung brachte. Der Trick funktionierte reibungslos während Monaten.



Mitte Juli machte ich dann einen Antrag, um in ein Heimatlazarett nach Luxemburg verlegt zu werden. Zu meiner großen Überraschung kam nach ein paar Tagen eine positive Antwort. Ich packte meine Sachen. Nachdem man mir einen Marschbefehl nach Luxemburg ausgehändigt hatte wähnte ich mich schon, aus den preussischen Klauen befreit. Als mein Zug Leipzig erreichte wurde mir und anderen, deren Reiseziel ebenfalls der Westen war, mitgeteilt, es würde kein Zug mehr über den Rhein fahren, da die Amerikaner in Frankreich durchgebrochen wären. Wir wurden nach Berlin umdirigiert. Dort wurde unser Bestimmungsort uns dann mitgeteilt. Mir wurde gesagt, ich käme in ein Lazarett nach Detmold in Westfalen. Von Berlin aus schrieb ich dann noch eine Karte nach Hause, um meinen Eltern mitzuteilen, dass ich wohlauf sei und wohin ich käme. (Diese Karte erreichte meine Eltern auch tatsächlich noch).

In Detmold kam ich in ein Zivilkrankenhaus, in dem eine Station für Nierenkranke eingerichtet war. Ich hatte nun Gelegenheit mich von den Entbehungen und den Strapazen der letzten Wochen und Monaten zu erholen, denn ich muss gestehen, dass ich hier ein gemütliches Leben führen konnte. Ich weiss bis heute noch nicht, ob ich tatsächlich nierenkrank war.

Auf jeden Fall musste ich in den nächsten 4 Monaten eine strenge Diät halten. Sollte ich wirklich nierenkrank gewesen sein, so wurde die Krankheit in dieser Zeit wahrscheinlich auskuriert. Den Trick mit dem Eiweiss versuchte ich auch weiter. Das ging einige Zeit gut, bis eines Tages der Chefarzt mich rufen liess. Es war dies ein Mann, der mir schon vorher dadurch aufgefallen war, dass er „lëtzebuergesch“ sprach. Er erklärte mir dann, er sei aus Wallendorf gebürtig und genau über die luxemburgischen Verhältnisse informiert sei. Da dieser Mann kein Nazi war und ich Zutrauen zu ihm hatte, klärte ich ihn über meine Machenschaften auf. Er versprach mir, mich so lange wie möglich auf seiner Station zu behalten, vorausgesetzt, dass ich den Mund halten würde.

Drei Wochen nach meinem Eintreffen in Detmold, erhielt ich eines Tages Besuch. Es waren meine Kusine Germaine Marso aus Luxemburg, in Begleitung einer Dame namens Kampmann-Wagner aus Detmold. Germaine war im KHD -*Kriegshilfsdienst*- im Sennelager unweit von Detmold. Sie klärte mich dann auf, dass sie einen Brief von ihren Eltern erhalten hätte, in welchem ihr mein Aufenthaltsort mitgeteilt wurde. Ihr Vater sei auf einer Hamsterfahrt in Feulen gewesen, als meine Karte aus Berlin dort eingetroffen sei. Die Dame in ihrer Begleitung war eine Luxemburgerin, die in Detmold verheiratet war. Durch diese Bekanntschaft kam ich weiter in den Besitz von Eiweiss, das ich täglich meinen Urinproben beifügte.

Das schöne Leben im Krankenhaus dauerte bis Anfang Dezember 1944. Eines Tages liess der vorerwähnte Chefarzt mich rufen und teilte mir mit, er könne mich nun nicht länger unter seinen Fittichen halten. Er habe Befehl, alle irgendwie Wehrtauglichen zu entlassen. Er sähe aber noch eine Chance für mich, indem er mich zu einer Entlassungsstelle schicken würde und mit viel Glück könnte es mir, mit meinem Trick gelingen, aus der Wehrmacht entlassen zu werden. Ohne lange zu überlegen, sagte ich zu. Ich fuhr dann nach Bad Rothenfelde, wo sich die Entlassungsstelle befand. Dort warteten tausende Soldaten darauf, durch die Untersuchungen geschleust zu werden. Ich sah mir das Treiben an und als ich an die Reihe kam, war es mir doch etwas „mulmig“. Es gelang mir jedoch, meine Urinprobe insofern zu verändern, als ich weniger Eiweiss hinzufügte als gewöhnlich. Zu meinem grossen Erstaunen, bekam ich ohne viel Getue meinen Entlassungsschein aus der großdeutschen Wehrmacht.

Meine Bekannten aus Detmold hatten mir angeboten, bei ihnen Wohnung zu nehmen. So geschah es dann auch. Durch einen unergründlichen Umstand hatte meine Einheit auch noch in Detmold einen Standort als Stammkompanie. Dort musste ich mich vorstellen. Meine Papiere wurden überprüft und in Ordnung befunden. Und da ja bei der deutschen Organisation alles aber auch alles seine genaue Ordnung haben musste, wurde mir mitgeteilt, ich müsste vor meiner definitiven Entlassung noch einen Urlaub von 14 Tagen, der mir bis jetzt vorenthalten worden war, antreten.

Aber wohin, in dieser Zeit in Urlaub fahren? Luxemburg war ja wegen der Kriegslage nicht mehr zu erreichen, so dass ich mich entschloss die nach Schlesien umgesiedelten Familieangehörigen und Bekannten zu besuchen. Nach Ausstellung der vorgeschriebenen Marschbefehle, bestieg ich am 16. Dezember 1944 den Zug. Während der Fahrt erfuhr ich dann, dass im Westen die Rundstedtoffensive begonnen hatte. Bei den meisten deutschen Mitfahrern hellten sich sichtlich die Mienen auf, und man war bestimmt der Meinung, nun würde endlich der so lang herbeigesehnte Endsieg in greifbare Nähe rücken. Ich enthielt mich jeglicher Äusserung, dachte mir aber meinen Teil. Waren denn die Deutschen so unverbesserlich?

Am 19. Dezember traf ich in Kamenz ein. Mein Onkel hatte bei einer Kohlenhandlung eine Arbeit und eine Wohnung gefunden. Die Eigentümerin stellte mir großzügig ein Zimmer zur Verfügung. So verbrachte ich die Weihnachtstage zusammen mit meinen Verwandten. - *Hier handelte es sich um die Familie Schlim-André, welche umgesiedelt worden war, nachdem der Sohn Jim von der Wehrmacht desertiert war* - Am 27. Dezember fuhr ich weiter nach Mittelstein, wo ich eine andere umgesiedelte Feulener Familie aufsuchte. - *Mit grösster Wahrscheinlichkeit handelte es sich um die Familien Angelsberg Franz und Schleich Lucien*. - Als mein Urlaub dann zu Ende ging, kamen auch schon Gerüchte auf, die Russen seien in Oberschlesien durchgebrochen. Schon wieder glaubte ich in einer Falle zu sitzen. Am Neujahrstag 1945 machte ich mich auf den Heimweg. Überall waren Menschenmassen in Bewegung. Alles floh vor den Russen. In den Bahnhöfen standen überall Feldgendarmen, die alle Landser kontrollierten. Es wurde gesagt, sie würden alle Soldaten, die irgendwie wehrtauglich seien, zusammenziehen und in Feldbataillone stecken. In Oppeln wurde ich dann Zeuge, dass dieses Gerücht den Tatsachen entsprach.

Wie nun aus dieser Klemme herauskommen? Wieder kam mir ein glücklicher Zufall zu Hilfe. War ich bis zu meiner Verwundung wahrlich vom Pech verfolgt gewesen, so stand mir das Glück jedoch an diesem Tage zur Seite. Auf dem Bahnhof Oppeln fiel mir ein Feldwebel auf, der zwei meterhohe Holzkisten mit sich herumschleppte. Dieser fuhr mich im üblichen Kasernenton an, ich müsste ihm beim Transport dieser Kisten Hilfe leisten. Ich wollte mich schon verdrücken, als er mich anfuhr: „Mensch, begreifen sie denn nicht?“ Ich erfuhr dann, dass er Geheimgurier sei und den Auftrag habe, die Kisten nebst Inhalt nach Berlin zu schaffen. Mit ihm käme ich durch alle Sperren. Gesagt getan.

Wir kamen wohlbehalten nach Breslau. Überall herrschte ein schreckliches Durcheinander, und es vergingen Tage bevor wir in Leipzig ankamen. Alle Bahnhöfe und Züge waren mit Flüchtlingen überfüllt. Man merkte nichts mehr von der Euphorie der Menschen, die sie noch bei meiner Hinfahrt gezeigt hatten. Ganz im Gegenteil, die meisten hatten jetzt endlich begriffen. Da die Rückreise mir nicht schnell genug ging, suchte ich meinen Begleiter abzuschütteln, was mir dann auch in einer Unterführung in Leipzig gelang. Es war zwar keine noble Geste von mir, aber jeder musste versuchen, seine eigene Haut zu retten.

Ich kam nach Berlin und beim Durchqueren dieser Stadt sah ich, dass die Alliierten ganze Arbeit geleistet hatten und dass noch größere Verwüstungen herrschten, als bei meiner ersten Durchreise.

Ich kam dann auch wohlbehalten wieder in Detmold an. In meiner Stammkompanie, wo ich mich zurückmeldete, hatte man schon vorgearbeitet. Ein Schwerverkehrtenpass lag für mich bereit, nebst Bescheinigungen, die ich beim Wirtschafts-, Ernährungs- und Finanzamt vorlegen musste. So konnte ich mich als Zivilist neu einkleiden. Dies alles funktionierte noch tadellos. Mit meinem Ausweis konnte ich gratis die Eisenbahn und die Trambahn benutzen. Ich hatte freien Zutritt zu allen öffentlichen Veranstaltungen, wie Kino, Theater, ja alle Annehmlichkeiten, die einem so bewährten Kriegshelden zustanden. Ich bezog dann Wohnung bei der Familie Kampmann und wartete auf den unausbleiblichen Ausgang des unseligen Krieges. Mit Herrn Kampmann, der nach seinen Aussagen nie einer Naziorganisation angehört hatte, diskutierte ich oft über die politische Lage. Wir hörten die BBC und die deutschen Luftraummeldungen. Somit wussten wir genau über die Lage Bescheid.

Nach einigen Tagen erhielt ich eine Vorladung zum Amtsbürgermeister. Ich ging hin und erfuhr, dass man mir eine Arbeit beschafft hätte, all das funktionierte immer noch, was mich immer noch in Erstaunen versetzte. Ich kam aufs Wohnungsamt. Was ich allerdings dort arbeitete, weiss ich nicht mehr. Ich weiss nur noch, dass ich auf rosenfarbige Blätter meine Erlebnisse und Eindrücke auf einer Schreibmaschine tippte. Ich besitze diese Blätter noch heute. Ich fuhr dann des Öfteren zu meiner Kusine ins Sennelager. Aber so langsam rückte die Westfront näher. Die Jabos legten tagsüber jeden Verkehr lahm, sie schossen auf alles was sich bewegte. In den letzten Tagen vor dem Einmarsch der Amerikaner wurden die Lager der Kaserne für die Bevölkerung geöffnet. Auch ich suchte meinen Vorwitz zu stillen. Was ich dann sah, schien mir fast unglaublich. Was da noch alles an Lebensmitteln aufgehäuft war. Unfassbar im 5. Kriegsjahr. Bei näherem Hinsehen merkte ich dann, dass all diese Sachen als Herkunftsland Frankreich aufwiesen. Die entbehrungsgewohnten Menschen fielen wie wilde Tiere über die Köstlichkeiten her. Auch ich deckte meine Adoptivfamilie reichlich ein. Es war zwar nicht ungefährlich, immer wieder zur Kaserne zu laufen, denn immer wieder tauchten Jabos auf.

Am 7. April 1945 war es dann endlich soweit. Meine Kusine war in der Zwischenzeit auch zu uns gestossen. Wir sassen im Keller und warteten voller Spannung der Dinge die da kommen sollten. Frau Kampmann und meine Kusine hatten schon vorher rot-weiss-blaue Bänder angefertigt. Diese steckten wir uns an. Um 9 Uhr morgens begann ein sonderbares Dröhnen und Krachen. Wir glaubten, die Stadt würde bombardiert. Als ich aber aus dem Keller hervorlugte, sah ich die ersten amerikanischen Panzer die Strasse herabrollen. Vor unserem Haus hielt eine Kolonne an. Nun war ich nicht mehr zu bremsen. Trotz aller Warnungen stürzte ich aus dem Keller, hin zum erstbesten Panzerfahrzeug. Ich suchte meine Englischkenntnisse an den Mann zu bringen und zu erklären wer ich sei. Als Antwort belud mich ein G.I mit einen Arm voll „Breakfast-Kartons“ mit denen ich triumphierend wieder im Keller landete. Groß war die Freude beim Anblick all dieser herrlichen Sachen. Mittags suchte ich das „Headquarters“ auf und fand dort einen Leutnant, der mich anhörte. Mein Anliegen möglichst bald nach Hause zurückkehren zu können stieß auf wohlwollendes Verständnis, war jener Leutnant doch durch Luxemburg gekommen und wusste einigermassen über unsere Verhältnisse Bescheid, was bei vielen anderen nicht der Fall war. Der Offizier erklärte mir dann, dass dies augenblicklich noch unmöglich sei, da die Kriegswirren noch anhielten. Er bot mir dann an, da ich etwas Englischkenntnisse hatte, bei seiner Einheit als Dolmetscher zu dienen. Sie hätten den Auftrag ein grosses Sammellager für „displaced persons“ einzurichten und da könnte ich ihm schon manchen Dienst erweisen. Natürlich sagte ich zu.

---

Ich bekam eine Art Uniform verpasst, ich verfügte über einen Jeep nebst Fahrer. Während der folgenden Wochen half ich dann dabei, die Personalien von vertriebenen Russen, Polen, Ungarn, Jugoslawen, Tschechen, Holländer usw. aufzunehmen. Das Lager fasste schliesslich über 10.000 Menschen die aus allen Teilen Europas hier zusammen gefunden hatten. Was ich da an Leiden, Sorgen und Grauen zu sehen bekam, kann ich nicht beschreiben. Die Amerikaner waren fassungslos, als sie all dieses Elend sahen.

Ein Vorfall bleibt noch zu erwähnen:

In der Nähe des Lagers hatten eines Tages zwei Polen auf den kalkhaltigen Anhöhen einen unterirdischen Keller entdeckt. In diesem Keller, es waren immerhin ein Dutzend Räume, lagerten tausende Fässer, die mit Wein, Kognak, Likör u.ä. gefüllt waren. Alles stammte aus Frankreich. Als dies im Lager bekannt wurde, stürmten Tausende in diesen Keller und liessen sich mit Getränken volllaufen. Unbeschreibliche Szenen habe ich dort gesehen. Ich sah Menschen welche bodenlose Gefässe unter die auslaufenden Fässer hielten oder mit den Händen einen Schluck zu erhaschen suchten. Schliesslich standen die ausgelaufenen Getränke fast meterhoch im Keller. Schlussendlich machten die Amerikaner dem Treiben ein Ende. Ich konnte immer noch nicht begreifen, was die Deutschen alles in Frankreich geraubt hatten.

Am 7. Mai teilte mir der Leutnant mit, dass am nächsten Tag ein Transport nach Lüttich abgehen würde, wenn ich wollte, könnte ich mitfahren. Er stellte mir einen „*to whom it may concern*“ aus. Nachdem ich gepackt hatte und mich von meiner Adoptivfamilie verabschiedet hatte, bestiegen wir am 8. Mai 1945, morgens einen Laster und ich fuhr zusammen mit meiner Kusine der Heimat entgegen. Unterwegs wurde uns nahegelegt, wir müssten im „*Centre d'accueil*“ abwarten, da geprüft würde, ob wir in der Heimat erwünscht seien - *politische Gesinnung während des Krieges* - Doch wir setzten uns hierüber hinweg, bestiegen ungehindert den Zug und kamen in den Nachmittagstunden in Luxemburg an.

Ein Abenteuer ohnegleichen war zu Ende.

Paul Heinrich